

Kirchenbilder – Lebensräume

Dokumentation der 3. Land-Kirchen-Konferenz der EKD
vom 18. bis 20. Juni 2015 in Kohren-Sahlis

Dokumentation von Beiträgen der 2. Fachtagung der
Land-Kirchen-Konferenz am 6. Mai 2014 in Kassel

KIRCHE IM AUFBRUCH



Evangelische Kirche
in Deutschland

Aus dem Inhalt:

Zu dieser Ausgabe

- Jürgen Schilling: »Veränderung planen und umsetzen – 3. Land-Kirchen-Konferenz und 2. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz« / Einführung **5**

3. Land-Kirchen-Konferenz

Eröffnung

- Dr. Irmgard Schwaetzer: »Kirchenbilder – Lebensräume« **8**

Reflexion

- Prof. Dr. Detlef Pollack: »Abbau, Aufbau, Umbau – Evangelische Kirche im peripheren Raum aus religionssoziologischer Perspektive« **12**
- Dr. Andreas von Maltzahn: »Vom Himmel zur Welt kommen – Ekklesiologische Leitbilder für eine veränderte Präsenz in ländlichen Räumen« **19**

Hospitation – Praxischeck

- Dr. Dirk Martin Mütze: »Den Kairos nutzen« **26**
- Holger Postma: »Gutes vom Land« – Speakers' Corner **30**

Interdisziplinäre Perspektive

- Dr. Karin Berkemann: »Papierkirchen – Wie Architekten sich Kirche ausmalen und was wir davon haben« **31**

Wahrnehmungen – Feedbacks

- Dörte Andresen: »Raum für Neues, Anderes, Überraschendes« **36**
- Stephan Wichert-von Holten: »Haupt- und Ehrenamt als heimliches Thema« **40**

Geistliches Leben

- Matthias Weismann: »Selbstwachsend!« **46**
- Dietrich Bauer: »Sehen, wahrnehmen, würdigen, was da ist!« **48**
- Jacqueline Barraud-Volk: »Landhausstil« **50**
- Matthias Kipp: »Klein, aber fein!« **52**

2. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz

► Dr. Martin Hein: »Glaubt ihr, so bleibt ihr« / Andacht	54
► Jürgen Mathuis: »Neue Kraft und Ausstrahlung« / Grußwort	56
► Dr. Thies Gundlach: »Den Weg der Reorganisation positiv gestalten« / Eröffnung der Fachtagung	57
► Prof. Dr. Eberhard Hauschildt, Prof. Dr. Michael Herbst, Dr. Thomas Schlegel: »Gemeinsamer Ertrag zu den Studien 'Alternative Formen kirchlicher Präsenz in Peripherieräumen – eine aufsuchende Analyse' und 'Landaufwärts – Innovative Beispiele missionarischer Praxis in peripheren, ländlichen Räumen'«	59
► Dr. Birgit Hoyer: »Diffus bleiben, neugierig und vernetzt!« / Feedback aus der Perspektive Ökumene	65
► Dr. Heiko Franke: »Kirche mit sich änderndem Gesicht« / Feedback aus der Perspektive Ehrenamt	68

Anhang

► Programm der 3. Land-Kirchen-Konferenz	71
► Pressemitteilung der EKD zur 3. Land-Kirchen-Konferenz	73
► Autorinnen und Autoren	74

Veränderung planen und umsetzen – 3. Land-Kirchen-Konferenz und 2. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz / Einführung

Von Jürgen Schilling

Es tut sich etwas. Fünf Jahre ist es her, dass die Steuerungsgruppe die Frage nach der zukünftigen Gestalt der »evangelischen Kirche in der Fläche« zu einem Schwerpunkt im EKD-Reformprozess »Kirche im Aufbruch« erklärte. Eine Konsultation von Landpfarrerinnen und Landpfarrern bildete 2010 den Auftakt. 2011 gab es in Gotha die 1. Land-Kirchen-Konferenz.

Diese Konferenz gestaltete sich für viele tatsächlich als ein Aufbruch: Der Ruf »Mut zum Loslassen« wurde als Signal der Entlastung verstanden. Die Botschaft »Keine Angst vor Veränderungen!« weitete den Horizont der Möglichkeiten. Die Rede vom »Genius Loci« erwies sich als ein erster Anknüpfungspunkt für zukunftsweisende kirchliche Regionalentwicklung vor Ort.¹

Die dahinter stehenden Fragen warteten bereits seit Längerem auf Bearbeitung, im Besonderen dort, wo die Wege weit sind, wo immer weniger Menschen leben, deren Altersdurchschnitt noch dazu steigt, wo die Infrastruktur ausdünn, sich aber gleichbleibend hohe Erwartungen an die evangelische Kirche richten: Können wir als Kirche wirklich »fröhlich kleiner werden«?² Ist das vereinsmäßig organisierte Gemeindeleben mit Kirchturm und Pfarrhaus im Zentrum noch angemessen? Welche Alternativen gibt es? Und nicht zuletzt: Welche Theologie verbindet sich mit dem anstehenden Wandel? Welche Kirche wollen wir sein, und welche können wir in den unter Druck geratenen ländlich-peripheren Regionen sein?

Bereits zwei Jahre nach der Gothaer Konferenz war eine erste Ungeduld zu spüren. Als Resümee der 2. Land-Kirchen-Konferenz – im Mai 2013 zu Gast in Northeim – wurde konstatiert: Die Herausforderungen seien bekannt, die Probleme skizziert, erste Perspektiven eröffnet und beispielgebende Projekte identifiziert. Die Impulse müssten jetzt in Schritte der praktischen Umsetzung münden. »Kirche in der Fläche« gehöre endlich auf die Tagesordnung von Landes- und Kreissynoden.

Es tut sich etwas. Den Anfang machte die Landeskirche Anhalts. »Kirche auf dem Lande« wurde Thema ihrer Frühjahrssynode 2014. Andere ziehen nach: Die Synode der Bayrischen Landeskir-

che hat für 2016 »Kirche im ländlichen Raum« als Schwerpunktthema gewählt. Die Landessynode der Nordkirche wird unter der Überschrift »Die Zukunft der Ortsgemeinde« tagen, inklusive einer Arbeitsgruppe zu »Kirche in ländlichen Räumen«. Die Mitteldeutsche Landeskirche hat so genannte »Erprobungsräume« eröffnet. Sie ruft ihre Kirchengemeinden auf, mit alternativen Formen von Kirche zu experimentieren. Man darf gespannt sein, welche Neuerungen die eingeräumten Freiräume insbesondere für Kirche auf dem Lande erbringen werden.

Das periphere Land als kirchliche Erprobungsregion

Die 3. Land-Kirchen-Konferenz stand in direkter Kontinuität der vergangenen fünf Jahre, in denen das Reformthema »Kirche in der Fläche« Aufmerksamkeit erfährt. Die Dokumentation, die Sie in den Händen halten, folgt in einem ersten Teil weitgehend dem Ablauf dieser Tagung.

Eröffnet wurde die Konferenz von der Präses der EKD-Synode, Bundesministerin a.D. Irmgard Schwaetzer. Sie forderte, das Neue dürfe es in der evangelischen Kirche nicht schwer haben. Zukunftsfähig erweise sich unsere Kirche dann, wenn sie sich mitten in die Veränderung der Welt stellt, wenn sie offen ist für Veränderung. Der Münsteraner Religionssoziologe Detlef Pollack sprach sich dafür aus, vorhandene Stärken zu stärken und stattdessen anderes zu lassen. In einer dialogischen Haltung müssten einerseits Angebote ein Eintauchen in Formen der Gemeinschaft ermöglichen, andererseits solle Kirche die individuellen Ansprüche in ebensolcher Weise ernstnehmen. Der Schweriner Bischof Andreas von Maltzahn griff in seinem Vortrag die Forderung nach »kirchlichen Erprobungsregionen« auf. Er entwarf das Zukunftsbild einer Kirche mit orts- und regionalspezifischen Lösungen. Die Bedeutung von Nachbarschaft und Nahbereich könne strukturell einen Ausdruck in so genannten »Gemeinden der Nähe« finden, zugleich verbunden mit dem Mut zur Unterscheidung in »Gemeindeaufbau-Gebiete« und in solche, in denen lediglich seelsorgerliche und kasuale Betreuung angeboten wird.

Der zweite Konferenztag war der Praxis gewidmet: In den drei gastgebenden Kirchenkreisen wurden sieben exemplarische Projekte besucht. Dirk Martin Mütze, Studienleiter am Evangelischen Zentrum Ländlicher Raum Kohren-Sahlis, stellt sie in seinem Dokumentationsbeitrag vor unter Aufnahme der Diskussionen im sich anschließenden »Land-Café«. Holger Postma, Superintendent der Lippischen Landeskirche und Mitglied der AG Land-Kirchen-Konferenz, beschreibt, was es mit der für die Konferenzen traditionellen »Speakers' Corner« auf sich hat.

Am dritten Konferenztag nahm Karin Berkemann, Theologin und Kunsthistorikerin aus Frankfurt/M., eine architektonische Disziplin zum Anlass, Kirche zum Träumen aufzufordern. Die so genannte »Papierarchitektur« entwirft Bauten, die nicht zum Bauen gedacht sind. Gemeinsam sei diesen Papierkirchen eine Leichtigkeit, die Kirche wieder lernen könne. Es müsse nicht immer alles für die Ewigkeit sein.

Im Vergleich zu den Vorgängerkonferenzen versammelte die Tagung in Kohren-Sahlis erstmals nicht allein Pfarrer/innen und Superintendent/innen, sondern die EKD-Gliedkirchen waren gebeten, als Teilnehmende ebenso Ehrenamtliche mit Leitungserfahrung zu entsenden. Eine Teilnehmerin aus diesem Kreis, Dörte Andresen aus Sieverstedt, im Hauptberuf Verwaltungsbeamtin, übernahm eines der beiden Tagungs-Feedbacks; das zweite steuerte Stephan Wichert-von Holten bei, Propst im Kirchenkreis Lüchow-Dannenberg. Die Berichte beider Prozessbeobachter sind ebenso dokumentiert wie die Predigt des Gottesdienstes und die Texte der Andachten, die der Konferenz den liturgischen Rahmen gaben.

Freiraum und Innovationsdruck

Die vorliegende Dokumentation bietet in einem zweiten Teil Beiträge der 2. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz. Sie fand ein Jahr zuvor, am 6. Mai 2014, im Haus der Kirche in Kassel statt unter dem Motto »In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen – Formen kirchlicher Präsenz in ländlich-peripheren Räumen«.

Die Fachtagung stand ganz im Zeichen zweier Studien, deren Ergebnisse an diesem Tag erstmals der Öffentlichkeit bekannt gegeben wurden.³ Die Bonner Studie »Alternative Formen kirchlicher Präsenz in Peripherieräumen – Eine aufsuchende Analyse« untersucht Praxisbeispiele aus kirchentheoretischer Perspektive mit der Frage nach der Vermittlung von volksskirchlichen Strukturen bei

abnehmenden Ressourcen. Die Greifswalder Studie »Landaufwärts – Innovative Beispiele missionarischer Praxis in peripheren, ländlichen Räumen« vergleicht die »Fingerabdrücke« ausgewählter Projekte und fragt im Besonderen nach der »Grammatik« im Prozess der Entstehung. Beide Studien erscheinen gemeinsam unter dem Titel »Freiraum und Innovationsdruck« im Band 12 der in der Evangelischen Verlagsanstalt herausgegebenen Reihe »Kirche im Aufbruch«. In der vorliegenden Dokumentation ist der für die Fachtagung formulierte »Gemeinsame Ertrag« abgedruckt. Er erwuchs aus der regen Korrespondenz der beiden Autorengruppen untereinander und gipfelt in zehn Thesen als »Gemeinsame Akzentuierungen und Lernergebnisse«.

Neben diesem ersten Einblick in die Studien sind als Beiträge der 2. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz ebenfalls abgedruckt die Andacht von Martin Hein, Bischof der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, das Grußwort von Jürgen Mathuis, Vorstandssprecher der Versicherer im Raum der Kirchen, das Eröffnungsreferat von Thies Gundlach, Vizepräsident des Kirchenamtes der EKD, sowie die Feedbacks von Birgit Hoyer, Pastoraltheologin in Frankfurt/M., sowie Heiko Franke, Leiter der sächsischen Ehrenamtsakademie in Meißen.

Veränderungen planen und umsetzen

Das Projektbüro Reformprozess im Kirchenamt der EKD dankt allen Referentinnen und Referenten für ihre Beiträge. Besonderer Dank gilt den Verantwortlichen der Praxisprojekte – sowohl jenen in den gastgebenden Regionen der Land-Kirchen-Konferenz als auch den in den Studien vorgestellten – für die Gastfreundschaft, die bereitwillig gegebenen Auskünfte sowie für das bewundernswerte Engagement. Großer Dank den Mitarbeitenden im Evangelischen-Zentrum Ländlicher Raum – Heimvolkshochschule Kohren-Sahlis für die organisatorische Begleitung und die Gastgeberschaft während der 3. Land-Kirchen-Konferenz. Nicht zuletzt ein ausdrücklicher Dank der Akademie der Versicherer im Raum der Kirchen für die finanzielle Unterstützung bei der Ausrichtung der 2. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz, den Teilnehmenden von Fachtagung 2014 und Konferenz 2015 für ihre engagierte Beteiligung, sowie den Mitgliedern der AG Land-Kirchen-Konferenz für die inhaltlich-konzeptionelle Begleitung und die Übernahme mancher konkreten Aufgabe.

Es tut sich etwas. Zum Abschluss der 3. Land-Kirchen-Konferenz vereinbarten die Vertreterinnen und Vertreter der Landeskirchen Badens und Württembergs erste Schritte für eine regionale Land-Kirchen-Konferenz im süddeutschen Raum. Gut so. Denn: »Radikal veränderte Situationen (Peripherie, Minderheitsposition ...) besitzen das Potenzial, Innovationen zu stimulieren. Diese sind auch für die Kirche an anderen Orten und in einer anderen Situation relevant. Sie erzeugen einen Sinn für die Dringlichkeit, Veränderung zu planen und umzusetzen.«⁴

Anmerkungen:

¹ Die Dokumentationen der Tagungen und Konferenzen der Land-Kirchen-Konferenz sind als Download erhältlich unter http://www.kirche-im-aufbruch.ekd.de/themen_projekte/kirche_in_der_flaeche.html

² Axel Noack, bspw. in: »Fröhlich kleiner werden und dabei wachsen wollen«, Wolfgang Nethöfel, Klaus-Dieter Grunwald, *Kirchenreform strategisch*, Glashütte 2007, S. 427.

³ Die Studien erscheinen voraussichtlich im Januar 2016, herausgegeben vom Kirchenamt der EKD, als Band 12 der Reihe »Kirche im Aufbruch«: Eberhard Hauschildt, Thomas Schlegel u.a., *Freiraum und Innovationsdruck*, Evangelische Verlagsanstalt Leipzig.

⁴ In: Ebd.



3. Land-Kirchen-Konferenz

»Kirchenbilder – Lebensräume«

Grußwort zur Eröffnung der Konferenz

Von Dr. Irmgard Schwaetzer, Präses der Synode der EKD

Kirchenbilder – Lebensräume. 3. Land-Kirchen-Konferenz der EKD, Kohren-Sahlis, 18. - 20.6.2015

Liebe Schwestern und Brüder, meine sehr verehrten Damen und Herren,

es ist nicht einmal vierzehn Tage her, dass fast einhunderttausend Menschen den Abschlussgottesdienst des Kirchentages miteinander gefeiert haben. Ich bin heute noch erfüllt von der nachdenklich fröhlichen Feier, vom gemeinsamen Singen und Beten. Und der Text der Predigt geht mir nach: das Gebet Salomos um Weisheit aus dem 1. Buch der Könige. Salomo träumt. Gott erscheint ihm im Traum und spricht ihn an: »Bitte, was ich Dir geben soll«. Und der junge Salomo ist voller Besorgnis. Er fürchtet, in der großen Aufgabe, sein Volk zu führen, zu versagen. So bittet er Gott um Weisheit. Diese Bitte gefällt Gott. Er gibt dem jungen König »ein weises und verständiges Herz«.

Was für ein schönes und ermutigendes Bild, das uns zeigt: Mit Gott ist alles möglich. Ein Bild, das Menschen ermutigt, Verantwortung anzunehmen und im Vertrauen auf Gott weise und verständig zu handeln. Sie, die Sie zur 3. Land-Kirchen-Konferenz gekommen sind, haben Verantwortung übernommen. Ich bin sicher, Sie wollen die Zukunft weise und verständig angehen. Und dabei darf – und vielleicht sogar: muss – geträumt werden, weil Neues entstehen soll. Die Kirchenbilder der Bibel bieten viel Stoff dazu. Aber zunächst möchte ich auf ein Phänomen eingehen, das in der Kirche nicht neu ist: die Erfahrung der jeweils jungen Generation mit dem Beharrungsvermögen der Kirche. Etwas zu verändern ist nämlich gar nicht so einfach, wie wir alle wissen.

Die Generation Y und die Beständigkeit innerer Kirchenbilder

Im Oktober 2014 veröffentlichte das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD unter dem Titel »Arbeitsbelastung und Gestaltungsräume« eine »Befragung der Pfarrerinnen und Pfarrer in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braun-

schweig«. Es ist nicht die erste Pfarrer-Befragung innerhalb der EKD. Seit etwa 10 Jahren liegt in den Pfarrvereinen und in den Dezernaten der Landeskirchenämter vermehrt ein Fokus auf Fragen nach der Gesundheit unserer Pfarrerinnen und Mitarbeiter: Was prägt ihren Dienst? Wie hoch ist die Arbeitsbelastung? Was braucht es, damit alle »Arbeiterinnen und Arbeiter im Weinberg des Herrn« weiter professionell ihrem Auftrag nachgehen können und das Evangelium fröhlich verkündigen? Übereinstimmendes und doch immer wieder überraschendes Ergebnis der in Auftrag gegebenen Befragungen: Pfarrerinnen und Pfarrer sind mit ihrem Beruf in der übergroßen Mehrheit sehr zufrieden! Und gleichzeitig verspüren sie einen hohen Leidensdruck!

Sehr verehrte Damen und Herren, hier vor Ihnen muss ich nicht ausführen, welche Gründe es für diesen Leidensdruck gibt: Es ist die Vielfalt der Aufgaben, die hohe Verantwortung, die Schwierigkeit, den Dienst in der Kirchengemeinde mit ausreichend Zeit für die Familie zu vereinbaren, der Abbruch der Glaubenstraditionen – um nur einiges zu nennen.

Die Braunschweiger Befragung nun hat neben manch anderen interessanten Ergebnissen eine zusätzliche besondere Erkenntnis erbracht: Schauen wir auf die jungen Pfarrerinnen und Pfarrer, also jene, die gerade in ihr Berufsleben gestartet sind, so müssen wir feststellen, ihr Leidensdruck ist besonders hoch. Das hat mich überrascht. Man hätte doch meinen können, den jungen Menschen gelingt es besser als früheren Generationen, Beruf und Freizeit in einer gesunden Balance zu halten. Von der »Generation Y« – also der in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts geborenen jungen Menschen heißt es, sie gebe der Freude an der Arbeit und der Freude an der Familie gleichermaßen Raum, konsequent und selbstbewusst. Wem, wenn nicht dieser Generation sollte es gelingen, den Herausforderungen der Zukunft mutig und kraftvoll zu begegnen?

Der dennoch vorhandene Leidensdruck ist auf einen zweiten Blick dann freilich gar nicht mehr

überraschend. Der hohe Anspruch an sich, die Idee, wie der Beruf des Pfarrers / der Pfarrerin gestaltet werden soll, trifft auf Erwartungen, Vorstellungen und Bilder, die ein »sattes Alter« haben und offensichtlich auch eine große Beharrungskraft besitzen. Da muss dann die junge Kollegin, die zu Recht beklagt, dass Mann und Kinder zu kurz kommen, den Hinweis hören: »Überstunden? Die gibt es in unserer Kirche nicht. Wir sind immer im Dienst. Pflicht und Kür gehen ineinander über.«

An sich ist das nichts grundstürzend Neues: Jüngere Generationen reiben sich an den Traditionen der Mütter und Väter. Und Elterngenerationen lassen sich von den Nachwachsenden in Frage stellen. Das ist Nährboden für Fortschritt. Daraus entsteht Neues. Besorgniserregend jedoch ist, wenn das stimmt, was die Braunschweiger Befragung ans Tageslicht bringt: Könnte es sein, dass es das Neue in der Kirche besonders schwer hat? Einiges spricht dafür. Viele möchten ja auch, dass sich in der Kirche nichts ändert, wenn sich schon die ganze Welt mit der Globalisierung ändert. Doch Zukunft wird unsere Kirche haben, wenn sie sich mitten in die Veränderung der Welt stellt, wenn sie offen ist für Veränderung. Davon handelt diese Tagung.

Das Thema und das Programm der Konferenz

Kirchenbilder – Lebensräume – so lautet das Thema unserer Konferenz. Biblische Bilder von Gemeinde und Kirche sind zahlreich. Das Volk Israel verstand sich lange als »wanderndes Gottesvolk«, aber auch als »Tempel Gottes«, als »Weinberg des Herrn« – mal Frucht bringend, dann auch verwüstet und unnütz. Prägend sind die Vorstellungen vom Exil als Zeit der Bedrängnis für einen »Heiligen Rest«, und von »Zion« als dem großen Sehnsuchtsort. Das Neue Testament nimmt manche dieser Bilder auf und fügt weitere hinzu: die Urgemeinde als Gemeinschaft mit »einem Herz und einer Seele«, der »Leib Christi und seine Glieder«, die »königliche Priesterschaft« ... Ich freue mich, an dieser Stelle Bischof Dr. Andreas von Maltzahn begrüßen zu können. Sein Vortrag, den wir im zweiten Teil des heutigen Nachmittags hören, trägt den Titel »Vom Himmel zur Welt kommen – Ekklesiologische Leitbilder für eine veränderte Präsenz in peripheren Räumen«. Was mir die Phantasie eröffnet, dass wir nicht bei biblischen Bildern bleiben, sondern dass wir unsere Kirchenbilder »zur Welt bringen«, sie also auf ihre Anwendbarkeit, ihre Praxistauglichkeit, ihre Zukunftsfähigkeit prüfen. Ich freue mich sehr darauf.

Kirchenbilder – Lebensräume. Auch für Lebensräume kennen wir biblische Metaphern: die »Wüste« und »die Stadt auf dem Berge«, »der weite Raum« aus Psalm 31, der Acker, den Paulus ins Spiel bringt als weiser Baumeister; Kapernaum, Jerusalem und Korinth sowieso. Mit diesen Orten und Namen verbinden wir Lebensräume unterschiedlicher Ausprägung. Wobei wir die Temini »peripher« und »sehr peripher«, »Balungsraum« und »Leerstand« vergeblich suchen werden. Wenngleich es diese Phänomene, die uns heute so beschäftigen, zu biblischen Zeiten in anderer Weise bereits ebenfalls gegeben haben mag. Jesus zog – durch das Land – hinauf nach Jerusalem. Die Metropolen in der griechischsprachigen Welt ermöglichten besonders starke Gemeinden. Was bedeutete das für das weite Land? Ich freue mich, Ihnen an dieser Stelle Herrn Professor Dr. Detlef Pollack vorstellen zu können. Als Religionssoziologe machte er unlängst mit der Studie »Religion in der Moderne« aufmerksam. Die dazugehörige Pressemitteilung der EKD war überschrieben mit »Die Stärke der Kirche liegt vor Ort«. Bleibt das so? Auch in Zeiten von »Abbau, Aufbau, Umbau«, wie Sie Ihr Referat überschrieben haben? Ich freue mich sehr darauf und bin gespannt.

Am morgigen Konferenztag werden Sie sieben Projekte hier vor Ort besuchen. Sie erleben Christinnen und Christen, die ihre Kirche lieben, die sich in ihr und für sie engagieren, und die sich den Herausforderungen der Gegenwart stellen, mutig, kreativ, beharrlich: »Eine Uni auf dem Land«, ein »Café Courage«, »120 Kirchenkuratoren«, auch ein gescheitertes Projekt wird vorgestellt. Nicht alles ist gänzlich neu. Alles jedoch steht für die bewundernswerte Kreativität, mit der wir als Christinnen und Christen die Welt gestalten, die frohe Botschaft von Jesus Christus in sie hineinragen. Alles, was Sie in den drei gastgebenden Kirchenkreisen morgen erleben werden, trägt exemplarischen Charakter für evangelische Kirche an anderen Orten, und darf Sie also inspirieren, anstoßen, vielleicht sogar das eine oder andere festgefügte Kirchenbild in Ihnen umstoßen.

An dieser Stelle geht mein besonderer Dank an unsere Schwestern und Brüder hier vor Ort, die uns dieses wunderbare Programm ermöglichen. Stellvertretend möchte ich meinen ausdrücklichen Dank Ihnen gegenüber aussprechen, Herr Superintendent Weismann, Herr Superintendent Liebers, Herr Dr. Mütze. Geben Sie diesen Dank bitte weiter an jene, die morgen die Besuchsgruppen an den verschiedenen Orten empfangen und

ihnen Rede und Antwort stehen. Sagen Sie auch ein besonderes Dankeschön an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Evangelischen Zentrum Ländlicher Raum, der Kirchengemeinde Kohren-Sahlis, und den Verantwortlichen der Kommune.

Kirchenbilder – Lebensräume. Ein Blick in das Programm vom Samstag lässt vermuten, dass dieses Thema nun doch tatsächlich allzu wörtlich verstanden wird: »Papierkirchen – wie Architekten sich Kirche ausmalen«. Kirchenneubau im 21. Jahrhundert? Sicher ist das ein spannendes Thema. Doch welche unserer Kirchengemeinden darf tatsächlich daran denken, Stein auf Stein zu setzen!? Wir befinden uns vielerorts in einer Phase des Rückbaus. Manche Kirche und manches Gemeindehaus ist längst zu groß geworden und es wird über alternative Nutzungen, Umbau oder aber sogar Abgabe nachgedacht. Ein verantwortliches Gebäudemanagement dennoch nicht ausschließlich an pragmatischen Gesichtspunkten zu orientieren, sondern auch visionär und zukunftsfröh zu gestalten, scheint eine besondere Herausforderung zu sein. Ich begrüße, als Gast unserer gesamten Konferenz, Frau Dr. Karin Berkemann. Wir sind gespannt, von Ihnen zu hören, wie Architekten sich unsere Kirche wünschen, welche ekklesiologischen Bilder sich in ihren Entwürfen abbilden – und was wir gewinnen können von solch einem Einblick in das für Kirchenmenschen eher fremde Arbeitsfeld eines Architekten.

Erstmals ehrenamtlich Mitarbeitende unter den Teilnehmenden

Gute Tradition ist es, unter die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Land-Kirchen-Konferenz zwei Prozessbeobachter zu mischen, die am Ende der Konferenz einen Spiegel vor Augen halten, aus ihrer je eigenen, subjektiven Sicht.

Bei dieser Konferenz verbindet sich damit zugleich ein Novum: Ausdrücklicher Wunsch der Konferenz in Northeim vor zwei Jahren war es, den Kreis der Teilnehmenden um ehrenamtlich Mitarbeitende zu erweitern. Die Landeskirchen sind deshalb gebeten worden, bei ihrer Entscheidung diesen Wunsch zu berücksichtigen. Schauen Sie auf die Teilnehmendenliste, so zähle ich neun, die hauptberuflich nicht in einem kirchlichen Anstellungsverhältnis stehen. Bei 11 von 20 EKD-Gliedkirchen ist also noch Luft nach oben.

Eine dieser zunächst lediglich als Teilnehmende Entsandten war auf Anfrage dann sogar bereit, die Aufgabe eines der beiden Feedbacks zu übernehmen. Ich begrüße Frau Dörte Andresen aus

Sieverstädt, wir sind gespannt auf Ihre Erfahrungen, die Sie als Neuling im Reigen der Teilnehmenden mit der Konferenz machen werden.

Das zweite Feedback gibt uns Propst Stephan Wichert-von Holten. Ein ausgewiesener Kenner von Kirche auf dem Land, seit vielen Jahren im Propstamt in Lüchow, also einer tatsächlich stark peripheren Region. Auch Ihnen ein herzliches Willkommen!

Gerahmt wird das Programm, wie es sich für Kirche gehört, von geistlichen Haltepunkten, jeweils in der beeindruckenden Stadtkirche, die wir vorhin bereits betreten haben. Der Gottesdienst heute Abend, in dem Oberlandeskirchenrat Dietrich Bauer die Predigt hält, wird, so habe ich mir sagen lassen, in ganz einfacher Form nach sächsischer Weise als Abendmahlsgottesdienst gefeiert. Die Mitglieder der AG Land-Kirchen-Konferenz möchten mit der Feier eines Gottesdienstes der Gemeinschaft eine sichtbare geistliche Gestalt geben, die über die zurückliegenden fünf Jahre, seitdem »Kirche in der Fläche« EKDweit als Reformthema aufgenommen wurde, entstanden ist.

An dieser Stelle gilt mein herzlicher Dank den Mitgliedern der Arbeitsgruppe der Land-Kirchen-Konferenz, die diese Konferenz konzeptionell geplant haben. Ebenso geht mein Dank an das Projektbüro Reformprozess im Kirchenamt der EKD für die intensive und professionelle Vorbereitung.

Dem Herrn ist nichts unmöglich

Abschließen möchte ich mit einer Geschichte, in der ein Traum wahr wird. Wir alle kennen die Geschichte von Sarah und Abraham: Wie der Herr in Gestalt der drei Männer im Hain Mamre das alt gewordene Ehepaar besucht und sie konfrontiert mit der Verheißung, dass Sarah einen Sohn gebären werde.

Sarah steht hinter der Tür des Zeltes und hört diese Nachricht. Eine Nachricht, die ihre jahrzehntelange Sehnsucht berührt, Mutter zu werden. Sie hatte gehofft, gewartet, und doch blieb das ersehnte Kind aus. Ob sie je ihren Frieden machen können mit der schmerzvoll verlorenen Zukunft? Nun also sagt Gott zu ihr: Es kommt doch anders. Deine Sippe hat Zukunft. Dein Schmerz wird sich in Freude verwandeln. Und Sarah? Sie kann dieser Verheißung keinen Glauben schenken. Sie lacht, hinter der Tür des Zeltes stehend, zweifelnd, sarkastisch, lacht in

sich hinein: »Nun, wo ich alt bin, soll ich noch der Liebe pflegen?« Ihr bisheriges Lebensbild ließ eine solche Wendung nicht zu. Sie kennen die Antwort Gottes, er spricht zu Abraham: »Sollte dem HERRN etwas unmöglich sein?«

Ich wünsche mir, dass wir in allem Nachdenken, Planen, Diskutieren, in unserem Fragen nach angemessenen Bildern für unsere Kirche und in unserem Engagement für eine gelingende Kommunikation des Evangeliums, dass wir darin dem Herrn für sein Handeln ausreichend Raum auch für Neues lassen. Denn auch wenn wir uns man-

ches nicht vorstellen können, unserem Herrn ist nichts unmöglich. Kirche darf darum gern auch ganz anders als bisher gedacht und geträumt werden, ungewohnt sein, neue Lebensräume eröffnen. Dabei ist mir wichtig: Unsere jungen Menschen sollen mit ihren Zukunftsvisionen bei uns Räume finden für ihr Leben und ihr Arbeiten.

Ich wünsche Ihnen anregende Impulse, offene Diskussionen, intensive Erfahrungen, gute Begegnungen, kurzum: Ich wünsche uns Gottes reichen Segen für die 3. Land-Kirchen-Konferenz hier in Kohren-Sahlis im Leipziger Land. 

Abbau, Aufbau, Umbau – Evangelische Kirche im peripheren ländlichen Raum aus religionssoziologischer Perspektive

Von Prof. Dr. Detlef Pollack

Kirchenbilder – Lebensräume. 3. Land-Kirchen-Konferenz der EKD, Kohren-Sahlis, 18. - 20.6.2015

Gewöhnlich neigen Kirchen- und Religionssoziologen nicht dazu, ihre Analysen mit Handlungsanleitungen zu versehen. Nach Vorschlägen zur Verbesserung der kirchlichen Lage wird der religionssoziologische Analytiker jedoch immer wieder gefragt, so dass er sich trotz beschworener Distanz zum Gegenstand genötigt sieht, sich dann doch in die Sache einzumischen und Empfehlungen abzugeben. Angesichts dieser Inkonsistenz habe ich mich entschlossen, das Verfahren heute einmal umzukehren und nicht mit umfangreichen Beschreibungen der religiös-kirchlichen Lage und ihres Wandels einzusetzen, sondern ausgehend von Erkenntnissen der religionssoziologischen Forschung, die als einigermaßen verlässlich eingeschätzt werden können, sogleich auf sich daraus ergebende praktische Konsequenzen zu sprechen zu kommen. Die Formulierung von Handlungsempfehlungen setzt die Erkenntnis von allgemein gültigen Regelmäßigkeiten und kausal zurechenbare Zusammenhänge voraus. Ob es solche auf dem Gebiet der Kultur- und Gesellschaftsgeschichte, zu der auch die Religions- und Kirchengeschichte gehören, überhaupt gibt, ist wissenschaftlich umstritten. Mit der nötigen Zurückhaltung und verbunden mit dem Hinweis, dass wissenschaftliche Erkenntnisse notorisch umstritten sind, sollen sie hier dennoch präsentiert werden.

Zunächst aber seien ein paar bekannte Einsichten über die Spezifik des kirchlichen Handelns im peripheren ländlichen Raum rekapituliert.

1. Kennzeichen des Phänomens

1.1. Peripherer ländlicher Raum

Ländliche Gebiete sind durch eine geringe Bevölkerungsdichte gekennzeichnet. 18 Prozent der Bevölkerung Deutschlands leben auf dem Land, 65 Prozent in städtischen Gebieten. Das wesentliche Merkmal peripherer Gebiete besteht in ihrer Distanz zu wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Zentren. In der deutschen Bevölkerung sind es 21 Prozent, die in peripheren, und 4 Prozent, die in sehr peripheren Gebieten leben. Zählt

man die, die in ländlichen Gegenden leben, die peripher oder sehr peripher sind, zusammen, kommt man auf einen Anteil von etwa 12 Prozent. Um diese Bevölkerungsgruppe geht es hier.

Ländliche periphere Gebiete sind nicht nur durch strukturelle Nachteile gekennzeichnet. Sie besitzen auch Stärken. Ein gravierender Nachteil besteht im Bevölkerungsrückgang durch Abwanderung vor allem von jungen Menschen, Frauen und höher Gebildeten. Ein weiterer in der Schwächung der infrastrukturellen Versorgung und im erschwerten Zugang zu erstrebenswerten Gütern, seien es Konsum-, Freizeit- und Unterhaltungsangebote, Einkaufsmöglichkeiten, Schulen, Verkehrsanbindungen oder auch die Gewährleistung einer umfassenden Gesundheitsversorgung. Hinzu kommen eine höhere Arbeitslosigkeit sowie geringere Chancen gesellschaftlicher Teilhabe als in städtischen Gebieten. Zugleich muss man aber auch die Vorzüge sehen, die von denen, die auf dem Lande wohnen, immer wieder hervorgehoben werden: etwa die relativ engen persönlichen Kontakte zwischen den Dorfbewohnern oder auch die erholsame Nähe zur Natur. Insgesamt überwiegen aber wohl doch die Nachteile. Ein wesentliches kulturelles Folgeproblem der Benachteiligung des ländlichen peripheren Raumes besteht in dem verbreiteten Gefühl, abgehängt und von schwer beeinflussbaren Außenfaktoren abhängig zu sein.

1.2. Kirche im ländlichen peripheren Raum

Wenn es um die gegenwärtige Situation der evangelischen Kirche im ländlichen Raum geht, so muss zunächst festgehalten werden, dass der Anteil der Kirchenmitglieder auf dem Land traditionell höher ist als in der Stadt oder gar in Großstädten. Auch die Beteiligung am gottesdienstlichen Leben liegt auf dem Lande auf einem höheren Niveau. Die religiösen Traditionen sind verglichen mit der Stadt im Dorf stärker in den Familien verankert. So bekunden mehr Menschen auf dem Lande, dass sie von ihrer Mutter eine religiöse Erziehung erhalten haben. Überhaupt lässt sich auf dem Land eine stärkere familiäre Prägung der religiösen und kirchlichen Bindung durch Großeltern, Mutter und Vater als in der Stadt feststellen, ebenso wie eine stärkere Prägung durch den Freundeskreis und die Nachbarschaft, aber auch

durch kirchliche Mitarbeiter und Pfarrerinnen. Deutlich mehr Menschen kennen den Pfarrer persönlich. Auch wird der Kirche eine höhere Kompetenz bei der Lösung familialer Probleme zugetraut. Insgesamt entsteht so der Eindruck einer stärkeren Verwurzelung von Religion und Kirche in den Familien, einer stärker gemeinschaftlichen Prägung der Kirchlichkeit und einer stärkeren Traditionsgebundenheit. Allerdings sollten die Differenzen zur Stadt auch nicht überbetont werden. Sie sind zwar signifikant, aber nicht stark.

1.3. Probleme der Kommunikation des Evangeliums im peripheren ländlichen Raum

»Nicht die Landkirchen haben ein Problem, sondern unsere Kirche hat auch auf dem Land ein Problem«, so formulierte es Thies Gundlach auf einer zurückliegenden Land-Kirchen-Konferenz. Mit den anderen Kirchen teilen die Landkirchen die Probleme eines zurückgehenden Mitgliederbestands, einer geringer werdenden Taufbereitschaft, eines distanzierten Mitgliedschaftsverhältnisses, einer geringen Partizipationsbereitschaft sowie das Problem der Überalterung. Besondere Probleme für die Kirchen auf dem Lande ergeben sich durch die Ausdünnung der kirchlichen Netzwerke und die damit in Zusammenhang stehenden weiten Wege für den Pfarrer und die Pfarrerin, aufgrund derer die Nähe zwischen Gemeinden und Pfarrer abnimmt. Besondere Probleme bereitet aber auch die Fusionierung von Gemeinden, die von diesen oft nicht mitgetragen wird, da in ihnen die traditionale Erwartungshaltung einer Rundum-Versorgung weit verbreitet ist. Aus den weiten Wegen ergeben sich Mehrbelastungen für den Pfarrer, der zumeist mehrere Predigtstätten zu versorgen hat. Immer wieder wird gemeldet, dass kirchliche Mitarbeiter unter Burnout und Erschöpfungszuständen leiden. Noch besitzen die Dörfer weithin eine gute Ressourcenausstattung. Es ist aber bereits absehbar, dass die Landgemeinden bald vor die Alternative gestellt sind: Entweder sie ergreifen Maßnahmen zum Rückbau, zur Fusionierung, zur Zentralisierung und Ressourcenbündelung mit der unausweichlichen Folge der Schwächung gewachsener Strukturen oder aber – bei Aufrechterhaltung der Präsenz der Kirche vor Ort – die Kirchen werden klein und ihre Arbeit lässt sich oft nur noch ehrenamtlich organisieren.

Angeichts dieser schwierigen Lage seien im Folgenden drei Vorschläge zur Verbesserung der kirchlichen Arbeit auf dem Lande unterbreitet. Sie sind abgeleitet von allgemeinen Einsichten der

Religions- und Kirchensoziologie. Es ist zu prüfen, inwieweit sie sich auf die Situation der Kirche im Dorf anwenden lassen.

2. Drei Vorschläge zur Verbesserung der Lage

2.1. Funktionale Diffusion

Funktionale Differenzierung steht in der Regel in einem Spannungsverhältnis zur religiösen Integrationsfähigkeit. Aufgrund der Erhöhung der Komplexität nicht-religiöser Gesellschaftsbereiche nehmen die Anreize zur Aufmerksamkeitsverschiebung vom religiösen zu säkularen Bereichen zu. Wenn sich religiöse Identitäten jedoch mit außerreligiösen, mit politischen, ökonomischen oder nationalen Interessen verbinden, – dann wäre von funktionaler Diffusion zu sprechen –, trägt das oft zur Stärkung von Religion und Kirche bei. Beispiele, die verdeutlichen, was gemeint ist, sind etwa die zivilreligiöse Vermischung von religiösen Symbolen und politischen Akten in den USA, die Verbindung von nationaler und konfessioneller Identität in Polen, Irland oder Kroatien oder auch die Verknüpfung von wirtschaftlichen Aufstiegsaspirationen mit Gebetsanliegen bei den Anhängern pfingstlerischer Bewegungen in Lateinamerika.

Wenn an dieser Einsicht etwas Richtiges sein sollte, dann käme es für Kirche auf dem Lande darauf an, außerhalb des religiösen Bereichs präsent zu sein, den Blick nach außen zu wenden und danach zu fragen, welche ihrer Leistungen gebraucht werden und eine Funktion in der Gesellschaft erfüllen. Zur Verbreiterung ihrer Kontaktflächen zur Gesellschaft ließen sich unterschiedliche Arbeitsformen denken. Vieles wird von den Kirchen bereits betrieben. Gleichwohl ließe sich an die Stärkung folgender Arbeitsfelder denken:

- Flüchtlingsarbeit¹
- interreligiöser Dialog
- Bildungsarbeit (Schulen, Kindertagesstätten)
- Alltagshilfe, Besuchsdienst, Fahrdienst, Allein-erziehendenarbeit
- Kunst-, Literatur- und Musikangebote, Lesungen, Literaturwettbewerb, Filmprojekte
- Tourismus, gemeinsames Wandern, Kirche als Pausenstopp für Radfahrer, Kirchencafé
- Armenfürsorge
- Gemeindefeste

- Klinikseelsorge (Grüne Damen und Herren)
- Bahnhofsmission
- Ein-Welt-Laden

Die Stärkung dieser Arbeitsfelder dürfte kaum auf gesellschaftliche Vorbehalte stoßen. Die Präsenz der Kirche in der Gesellschaft ist breit akzeptiert. Drei Viertel der Westdeutschen und die Hälfte der Ostdeutschen betrachten das Christentum als Fundament unserer Kultur. Die meisten haben nichts gegen die Kirche. Kirchenkritik ist unter Konfessionslosen im Osten sogar geringer ausgeprägt als unter Konfessionslosen im Westen. Was die meisten ablehnen, ist die Einmischung von Kirchenvertretern in die Politik so wie sie sich auch umgekehrt gegen eine Unterstützung der Kirche durch den Staat aussprechen. Ansonsten stehen die Menschen, auch die Konfessionslosen, den Kirchen relativ offen, ja teilweise sogar erwartungsvoll gegenüber. Die Erwartungen an Kirche richten sich vor allem auf drei Bereiche: darauf, dass Kirche diakonische Aufgaben erfüllt, für Arme, Kranke und Bedürftige da ist, dass sie moderne und ansprechende Gottesdienste durchführt und dass sie die rituelle Begleitung in den individuellen Lebenswenden (Geburt, Tod) gewährleistet. Weniger gewünscht sind hingegen politische Stellungnahmen der Kirche, kirchliche Arbeitslosenhilfe sowie kirchliche Ehe- und Familienberatung. Als Erziehungsinstanz ist die Kirche hingegen gefragt.

Kontaktverbreiterung lässt sich einmal erzielen durch das Überschreiten der Kirchenmauern. Sie ist aber auch erreichbar, wenn säkulare Kommunikationsformen im Raum der Kirche angesiedelt werden, wenn

- im Gottesdienst Popmusik erklingt, wenn vor dem Gottesdienstraum ein Kaffeehop eingerichtet wird und während des Gottesdienstes Kinderbetreuung angeboten wird,
- Familien im Gottesdienst angesprochen werden, etwa durch die Abhaltung von Familiengottesdiensten, durch die Einbeziehung von Familien in die Vorbereitung der Gottesdienstgestaltung oder durch die Abhaltung familienfreundlicher Weihnachtsgottesdienste,
- das Gemeindehaus für soziale Anliegen und öffentliche Angelegenheiten geöffnet wird (Gemeindebibliothek, Verein, Heimatstube), also multifunktional genutzt wird,
- Konfessionslose in die Arbeit von Kirchbauvereinen einbezogen werden,

- wenn Menschen für kirchliche Kunstschatze interessiert werden und Kirchen als kulturelle Leuchttürme im peripheren ländlichen Raum wirken.

Um Menschen anziehen zu können, ist es erforderlich, die Zugangsschwellen zur Kirche abzusenken, die Pflege von nur binnenkirchlich verständlichen und nachvollziehbaren Kommunikationsformen aufzubrechen und sich auf ein hohes Maß an religiösem Unwissen einzustellen. Auch dürfte es notwendig sein, an vielen kommunalen Aktivitäten zweckfrei teilzunehmen und als Kirche Präsenz zu zeigen, auch wenn kein erkennbarer Nutzen daraus entspringt. Soziales Kapital baut sich auf durch Investitionen, die nicht in der Erwartung auf Reziprozität getätigt werden. Wenn die Kirche hier umsichtig agiert, kann es ihr vielleicht gelingen, als eine Art Kulturvermittlungsinstanz im ländlichen Raum zu wirken, als eine Art kulturelles Gedächtnis der Region, als Seele des Orts, als ein Integrationsfaktor.

In den international vergleichenden religionssoziologischen Untersuchungen hat sich nicht nur immer wieder der vitalisierende Effekt funktionaler Diffusion gezeigt. Deutlich wurden auch die Grenzen der Wirksamkeit dieses Mechanismus. Denn kommen Religion und Politik, Religion und nationale Identität, Religion und Aufstiegsambitionen oder auch Religion und Lokalkultur sich zu nah, wirkt sich das häufig negativ auf die religiöse Integrationsfähigkeit aus. Ein Beispiel für diesen Zusammenhang wäre die wachsende Abwehr gegenüber Religionen, wenn wie bei den evangelikalen Gruppierungen in den USA das Evangelium für politische Zwecke instrumentalisiert wird oder wenn wie in Osteuropa die Kirche als quasi-staatliche Institution fungiert, moralische Fundamentalsätze, an die sich alle zu halten hätten, verkündet und den Menschen vorschreibt, welche Parteien sie zu wählen haben. Die Mehrheit der Bevölkerung in modernen Gesellschaften besteht auf einer deutlichen Trennung von Religion und Politik sowie von Religion und anderen gesellschaftlichen Funktionsbereichen oder säkularen Institutionen, die für ihre Arbeit der kirchlichen Intervention nicht bedürfen. Es käme in der kirchlichen Arbeit darauf an, Brücken zur Gesellschaft zu bauen und gleichzeitig auf jede Bevormundung oder Vereinnahmung zu verzichten.

2.2. Vergemeinschaftung

Religiöse Vorstellungen gewinnen an Überzeugungskraft, wenn der Einzelne sie mit anderen teilt, wenn er am Gottesdienst teilnimmt und

rituelle, institutionelle, gemeinschaftliche und personelle Stützung erfährt – das ist ein weiteres Ergebnis religionssoziologischer Forschung. Prozesse der Individualisierung sind mit religiösen und kirchlichen Bindungen nur eingeschränkt kompatibel. So korrelieren etwa in Deutschland Individualisierungswerte wie Selbstbestimmung, Selbstverwirklichung, Hedonismus negativ mit religiös-kirchlichen Bindungen. Mit der Integration des Einzelnen in kommunale, nachbarschaftliche und familiäre Netzwerke erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass er sich als religiös definiert.

Individualisierung meint, dass die Anteile der Biografie, über die der Einzelne selbst bestimmen kann, zunehmen und fremdbestimmte Anteile abnehmen. Sie ist eine Folge des steigenden Wohlstandsniveaus, das dem Einzelnen mehr Berufs- und Freizeitoptionen zur Verfügung stellt. Selbstverständlich meint Individualisierung nicht, dass der Einzelne von gesellschaftlichen Zwängen freikommt. Diese Zwänge treten nun aber nicht mehr vorrangig direkt in Erscheinung, als Abhängigkeit von Gemeinschaften, Traditionen, Autoritäten, sondern indirekt, vermittelt beispielsweise über den Arbeitsmarkt. Gerade von Familie, Nachbarschaft und gemeinschaftlichen Unterstützungsnetzwerken wird das Individuum zunehmend unabhängig, da sozialstaatliche Leistungen im modernen Wohlfahrtsstaat an den Einzelnen adressiert sind. Individualisierung drückt sich auch in der Infragestellung jeder unbegründeten Autorität aus sowie im Bestehen des Einzelnen auf Mündigkeit, wobei die Selbstzurechnung der Konsequenzen von Handlungen gesellschaftlich vorgegeben ist. Dass der Einzelne für sein Leben selbst verantwortlich ist, gehört zu den kulturellen Normen der modernen Gesellschaft.

Wenn es richtig sein sollte, dass kirchliche Bindungen und Individualisierung in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen, dann wird Kirche nicht gut beraten sein, Individualisierungsprozesse voranzutreiben. Verweigern kann sie sich ihnen allerdings auch nicht. Für kirchliches Handeln käme es daher darauf an, individuelle Ansprüche und gemeinschaftliche Einbindung miteinander zu verknüpfen. Durch die Stärkung folgender Formen des kirchlichen Handelns ließe sich eine solche Verknüpfung herstellen:

- durch die Erhöhung von Gelegenheiten zur Kommunikation von Angesicht zu Angesicht,
- durch die aktive Einbeziehung von Laien in die Gestaltung des Gottesdienstes, zum Beispiel als Lektor, bei der Ankündigung von

Veranstaltungen oder auch beim Sprechen von Gebeten,²

- durch die Organisation von Hauskreisen, die in der Gemeinschaft Gelegenheit zum Dialog und zur individuellen Entfaltung bieten,
- durch die Förderung von Teamarbeit, die die Einbeziehung der Laien erlaubt,³
- durch die Schaffung von Knotenpunkten, die als Treffpunkte von Professionellen und ehrenamtlichen Laien dienen.

Aber auch hier gilt, dass es Grenzen der Wirksamkeit dieses Mechanismus gibt: Wenn der institutionelle und gemeinschaftliche Druck auf das Individuum zu groß wird und Kirchen als bevormundend erlebt werden, steigen die Vorbehalte gegenüber der kirchlichen Institution und Gemeinschaft. Wichtig ist daher auch, die individuellen Voraussetzungen zu bedenken, an die das kirchliche Handeln anzuknüpfen vermag. Folgende religionssoziologischen Einsichten sollten Berücksichtigung erfahren:

- Religiöse Sozialisation findet vor allem in der Familie statt (zwei Drittel), kaum über Freunde (ein Siebtel); der Anteil derer aber, die religiös erzogen werden, sinkt.
- Religiöse Kommunikation erfolgt, wenn überhaupt, vor allem im personalen Nahbereich, mit Partner, in Familie (was theologische Erwartungen an eine gesellschaftsoffene Kirche enttäuschen mag), kaum über digitale Medien.
- Der Kontakt zur Gemeinde läuft über den Pfarrer, was der Lehre vom Priestertum aller Gläubigen widerspricht und insofern gleichfalls als theologisch ernüchternd wahrgenommen werden mag.
- Auch wenn das Ehrenamt eine wichtige Möglichkeit der Verknüpfung von Selbstverwirklichung und Gemeinschaft darstellt, nehmen es doch nur wenige wahr (~ 15 % der Gemeindeglieder). Vielmehr sind es oft dieselben, die sich beteiligen und persönlich engagieren: nämlich die Mitglieder der sog. Kerngemeinde, die viele Theologen auch nicht mögen. Von ihnen ist es etwa die Hälfte, die ehrenamtlich engagiert sind.
- Mehr als die Hälfte der ehrenamtlich in der Kirche Engagierten sind auch außerhalb der Kirche ehrenamtlich aktiv. Bei ihnen handelt es sich also um eine Personengruppe, die sich nicht sozial abschottet, um in der Kirche aktiv zu sein, sondern die insgesamt gesellschaftlich

interessiert ist und ein sozial engagiertes Leben führt.

- Die Meinung, man könne auch ohne Kirche gläubig sein, ist weit verbreitet. Die Mehrheit vertritt sie. Tatsächlich sind nur vergleichsweise wenige gläubig, ohne in der Kirche zu sein. Die Wahrscheinlichkeit, dass man sich zum Glauben an Gott bekennt, ist in der Kirche weitaus höher als außerhalb von ihr. Die oft in Anspruch genommene Semantik der religiösen Individualisierung ist auch ein gesellschaftliches Zurechnungsschema, dem der Einzelne gar nicht entkommen kann.
- Kaum jemand ist religiös auf der Suche (14 % der Evangelischen, 3 % der Konfessionslosen). 8 % der Deutschen denken über Sinn des Lebens sehr oft nach, 27 % oft. Die Mehrheit tut das offenbar nicht.
- Der Anspruch auf religiöse Selbstbestimmung ist zwar weit verbreitet. Viele Indikatoren deuten aber eher auf so etwas wie eine weit verbreitete religiöse Unterindividualisierung.

Die Kirche wird die individuellen Ansprüche auf religiöse Selbstbestimmung ernstnehmen müssen: Sie sollte sich aber von ihnen nicht abhängig machen und erkennen, wie stark individuelle Religiosität auf institutionelle Beherbergung und Unterstützung sowie auf gemeinschaftliche Einbettung angewiesen ist. Wenn sie Raum für Individualisierung gewährt und zugleich Gemeinschaftlichkeit pflegt, zum Beispiel durch eine besondere Familienfreundlichkeit oder durch die Organisation von Hilfsaktionen und die Pflege zwischenmenschlicher Solidarität, kann sie ein Resonanzraum für individuelle Selbstbestimmungsansprüche und Gemeinschaftsbedürfnisse sein und als solcher in die Gesellschaft ausstrahlen.

2.3. Pluralisierung

Im Unterschied zur oft vertretenen Annahme, religiöser Wettbewerb tue der Vitalität religiöser Gemeinschaften gut, geht die Intensität des Glaubenslebens bei hoher religiöser Pluralität zumeist zurück. Man denke etwa an konfessionell relativ homogene Länder wie Polen, Italien, Irland oder Dänemark, in denen Religion einen hohen sozialen Stellenwert besitzt, und vergleiche mit ihnen das niedrige Religiositätsniveau in den religiös pluralen Niederlanden oder Großbritannien. Die USA sind religiös weitaus homogener als oft angenommen. Drei Viertel der Bevölkerung gehören christlichen Kirchen an, nur etwa 5 % nichtchristlichen Religionsgemeinschaften. Ihre unbestreit-

bare religiöse Vitalität lässt sich kaum auf ihre religiöse Pluralität zurückführen. Der religiöse Pluralismus in den USA ist vor allem ein innerprotestantisches Phänomen. Gerade die protestantischen Kirchen verlieren in den USA unter allen Religionsgemeinschaften allerdings am stärksten. Offenbar erfahren religiöse Überzeugungen und Praktiken in konfessionell homogenen Kontexten Unterstützung, während konfessionelle Heterogenität den Gläubigen diese Unterstützung entzieht. Genau diese mehrheitliche Bestätigung ist in den sich religiös pluralisierenden modernen Gesellschaften freilich immer weniger gewährleistet.

Für Kirchgemeinden in peripheren ländlichen Regionen, die sich in einer extremen Zersplitterung befinden, käme es mithin darauf an, Kommunikationszentren und Schwerpunkte der Arbeit zu bilden, um Kraft aus der wechselseitigen Unterstützung zu ziehen. Angesichts der regionalen Fragmentierung wäre es geboten, Prioritäten zu setzen (Bildungsarbeit an einem Ort, Altenarbeit an einem anderen, Jugendtreffs an einem dritten usw.) und sich kommunikativ zu vernetzen. Auf diese Weise ließen sich nicht nur Synergieeffekte erzielen. Es wäre auch möglich, sich wechselseitig in der Arbeit zu bestärken und zu ermutigen. Natürlich muss die Schwerpunktbildung die spezifische Situation vor Ort berücksichtigen und darf nicht kontextunsensibel verfahren. Stärken sollten gestärkt werden, anderes müsste aufgegeben werden. Dabei sollte der Umbau zu einem Zeitpunkt erfolgen, an dem noch genügend Ressourcen verfügbar sind, um einen geordneten Umbau vornehmen zu können. Auch sollte man sich bemühen, allzu viele kurzfristige Veränderungen zu vermeiden, und auf diese Weise für eine längerfristige Planungssicherheit sorgen.

Folgende religionssoziologische Einsichten könnten dem kirchlichen Handeln dabei zugutekommen:

- Wie die Untersuchungen der KMU gezeigt haben, wächst die Bedeutung eines unmittelbaren konfessionell homogenen Umfeldes, wenn gesamtgesellschaftlich der Grad der religiösen Pluralität steigt. 1972 gingen von einem konfessionell homogenen Nahumfeld noch keine positiven Wirkungen auf die kirchliche Bindung aus, 1982 ebenfalls noch nicht, wohl aber 1992 und zunehmend in den folgenden Wellen der KMU.
- Die Konfessionsangehörigen im Osten weisen in ihren religiösen und kirchlichen Bindungen in etwa dasselbe Niveau auf wie die Konfessionsangehörigen im Westen. Ein deutlicher Un-

terschied zwischen Ost und West zeigt sich jedoch, wenn man die Religiosität der Konfessionslosen betrachtet, denn die Konfessionslosen im Osten sind noch areligiöser als die im Westen. In Ostdeutschland hat sich eine Kultur der Konfessionslosigkeit etabliert, die selbst auf die Randmitglieder der Kirchen zugreift. Diese sind im Osten genauso wenig religiös wie die Ausgetretenen, teilweise sogar weniger religiös als diese.

- Werden religiös Unentschiedene und Agnostiker gezwungen, sich mehr für oder mehr gegen den Gottesglauben zu entscheiden, dann neigen westdeutsche Agnostiker deutlich mehr zum Gottesglauben als ostdeutsche Agnostiker. Offenbar nähern sich kognitiv Unsichere der jeweiligen konfessionellen Mehrheit an. Ähnliche Angleichungseffekte lassen sich auch im Falle von Wanderungsbewegungen beobachten. So besitzt die Gruppe der West/Ost-Wanderer ein geringeres Religiositätsniveau als der Durchschnitt der Westdeutschen, während es sich bei der Gruppe der Ost/West-Wanderer umgekehrt verhält.

Wie jede Institution bedarf auch die Kirche für ihr Agieren der Unterstützung durch das kulturelle Umfeld. Dabei scheint gerade der ins Unanschauliche gehende Glauben auf Bestärkung angewiesen zu sein (Peter L. Berger). An die Mehrheitsmeinung muss Kirche daher bei aller Entweltlichung auch immer anknüpfen. Den common sense muss sie genau wahrnehmen und in ihrem Handeln berücksichtigen, selbst wenn sie ihm nicht folgt. Indem die Kirche Mehrheitsstimmungen und verbreitete Meinungen aufgreift, kann sie sich aber auch zum Sprecher dieser Stimmungen machen. Kirche wird gut beraten sein, genau nach den Nöten und Problemen der Menschen zu fragen. Nur wenn sie an den Denkhorizont der Menschen anknüpft, kann sie ihre Botschaft so transportieren, dass sie bei ihnen ankommt.

Religiöse Vielfalt kann unter bestimmten Umständen religiöse Leidenschaften aber auch anheizen, dann nämlich, wenn sich Minderheiten durch die Mehrheit herausgefordert fühlen. So engagieren sich religiöse Minderheiten, die sich gegen eine andersgläubige Mehrheit behaupten müssen, oft mehr in ihren Gemeinschaften, als wenn sich ihre Gemeinschaft in der Mehrheit befindet, etwa Protestanten in einer katholisch geprägten Mehrheitssituation oder Evangelikale in einem protestantisch-landeskirchlichen Umfeld. Religiöse Minderheiten inszenieren dann gern den Konflikt, von dem sie sich Aufmerksamkeitsgewinne versprechen und von dem sie nicht selten

auch tatsächlich profitieren. Der Konflikt erlaubt es ihnen, unzufriedene Mitglieder der Mehrheitskonfession anzuziehen und auf deren Kosten zu wachsen. Man könnte von »Plünderung durch parasitäre Anlagerung« sprechen. Diesen Mechanismus können natürlich auch die in die Minderheit geratenen evangelischen Kirchgemeinden ausnutzen. Zum Beispiel lassen sich relativ leicht Aufmerksamkeitsgewinne erzielen, wenn man vom politischen Mainstream oder auch von rechtlichen Bestimmungen abweicht, indem man abgelehnten Asylbewerbern Asyl gewährt, Verständnis für Gefühle der Überfremdung aufbringt oder auch Kritik an einigen Auswüchsen der modernen Konsum- und Unterhaltungskultur übt.

3. Fazit

Was also kann die Religionssoziologie der Kirche raten? 1) Durch die Verbindung mit nichtreligiösen Bedürfnissen und Interessen die Kontaktflächen zur Gesellschaft zu verbeitern und durch Multifunktionalität ihre Resonanz in der Gesellschaft verstärken, 2) durch die Verbindung von Individualisierung und Vergemeinschaftung die Menschen in ihren individuellen Bedürfnissen ansprechen, 3) durch kommunikative Verdichtung und Aufgabenfokussierung soziale Bestätigung und Unterstützung mobilisieren!

Gibt, wer so instrumentell argumentiert, wie ich das hier getan habe, nicht das Proprium des christlichen Glaubens auf? Macht er den unverfügbaren Glauben nicht zu einem Gegenstand organisierten Handelns? Dieser Einwand ist nicht von der Hand zu weisen. Der christliche Glaube ist immer auch ein Geschenk. Zweifellos. Um die nicht instrumentalisierbare Spontaneität des Glaubens wahrscheinlicher zu machen, können jedoch von Menschenhand begünstigende Bedingungen geschaffen werden. Um diese ging es hier. Das Bestehen auf Unverfügbarkeit dagegen steht in der Gefahr, sich zu immunisieren und auf Unüberbietbarkeits- und Letztgültigkeitsansprüche abzustellen. Diese sind im nachideologischen Zeitalter nicht mehr überzeugend. Im Gegenteil. In einer Zeit ohne Ideologien muss sich Religion nicht an der für sie spezifischen Form, sondern gegen sie bewähren und ihre eigene Kontingenz stets mitreflektieren (Niklas Luhmann).

Anmerkungen:

¹ Die Arbeit mit Flüchtlingen, Bewohnern von Slums und mit Lagerinsassen ist für religiöse Gruppierungen weltweit eines der wichtigsten Mittel, um auf soziale Gruppen Einfluss zu gewinnen.

² Die Übernahme dieser Aufgaben erlaubt dem Einzelnen, in der Gemeinschaft der Gläubigen hervorzutreten, sich zu zeigen und spontane Momente in den Gottesdienstablauf einzubringen.

³ Wobei die Würdigung des Engagements der Laien durch die Professionellen ein wichtiger Bestandteil der gemeinsamen Arbeit ist. 

Vom Himmel zur Welt kommen – Ekklesiologische Leitbilder für eine veränderte Präsenz in ländlichen Räumen

Von Bischof Dr. Andreas von Maltzahn

Kirchenbilder – Lebensräume. 3. Land-Kirchen-Konferenz der EKD, Kohren-Sahlis, 18. - 20.6.2015

„Vergreist, vermaist“ – und doch kein hoffnungsloser Fall. Aspekte des Wandels in ländlichen Räumen

1. Renaissance ländlicher Räume?

Große Umbrüche prägen die ländlichen Räume: Der demografische Wandel ist mit Händen zu greifen. Nicht weniger tiefgreifend vollziehen sich die Veränderungen in der Landwirtschaft. Jan Rübel in einem Artikel über Landgrabbing:

»Die Süßgräser lohnen sich. Seit Deutschland sich der Energiewende verschrieben hat, wandern sie zunehmend in Biogasanlagen; speichert der Mais doch so gut die Sonnenenergie. Getreide, Kartoffeln oder Rüben weichen ihm, der Tank schlägt den Teller, die Margen der in Strom umgewandelten Gase jene der Nahrungsmittelproduktion. Brandenburg vermaist. Auch Grünland schwindet dahin. Manche nennen dies die Renaissance der ländlichen Räume in Deutschland. Nur findet sie ohne Menschen statt.«¹

In der Tat: Die Produktivität der landwirtschaftlichen Betriebe in Mecklenburg-Vorpommern liege bei 140% des deutschen Durchschnitts, betrage wahrscheinlich mehr als das Doppelte im Vergleich zu Bayern und Rheinland-Pfalz. Doch der Erfolg auf den globalen Märkten hat nicht zu einer entsprechenden sozialen Entwicklung geführt.² Der Erfolg geht weitgehend an der einheimischen Bevölkerung vorbei. Die Verarbeitung der Ernten erfolgt kaum noch regional. Damit wandert ein erheblicher Teil der Wertschöpfung aus ländlichen Räumen aus.

So erfreulich die Wertsteigerung kirchlicher Ländereien auch sein mag – wir werden uns als Kirche also nicht allein zu den Folgen des demografischen Wandels zu verhalten haben, sondern auch zu diesem dramatischen Umbruch in der Landwirtschaft.

2. Von Raumpionieren, Neulandgewinnern und der Kunst des Bleibens – Außerparlamentarische Diskurse und Initiativen

Die Zukunft ländlicher Räume erfreut sich erstaunlicher Aufmerksamkeit. Die Robert-Bosch-Stiftung hat ein Förderprogramm »Neulandgewinner. Zukunft erfinden vor Ort« ausgeschrieben. Kreative Menschen oder Institutionen werden gesucht, die ihr Umfeld, ihre Nachbarschaft selbst gestalten wollen.³

Gefördert von der Herbert-Quandt-Stiftung hat Wolf Schmidt eine kulturelle Landesstrategie für Mecklenburg-Vorpommern entworfen unter dem Titel »Die Kunst des Bleibens«.⁴ Er sieht Mecklenburg-Vorpommern als »Garten der Metropole«, der »wohlhabende Menschen mit Natur- und Kultursehnsüchten in den Nordosten« locken könne.

Auch das Bundesministerium des Innern hat die ländlichen Räume entdeckt und die Evangelischen Akademien mit einem Modellprojekt »Vitalisierung ländlicher Räume durch intergenerative Zusammenarbeit« beauftragt.

Mindestens so spannend wie solche Projekte sind Diskurse zur Zukunft ländlicher Räume. So hinterfragt z. B. Philipp Oswald das klassische Raumplanungs-Konzept der »Zentralen Orte« und spricht sich für regionale »Clouds« aus.⁵ Angesichts von Schrumpfungsprozessen sei das Festhalten am Status quo »keine Option, da mit geringer werdender Bevölkerungsdichte die Kosten staatlicher Daseinsvorsorge steigen, bis sie nicht mehr zu finanzieren sind. Doch das Wenigerwerden kann auch nicht als bloße Reduktion des Vorhandenen verstanden werden. Das Wenigerwerden erfordert vielmehr Erneuerung und Modernisierung. Weniger ist anders.«⁶

Was ein anderes Denken bedeuten könnte, macht Oswald am Beispiel der *Freiwilligen Feuerwehr* deutlich. Sie sei das Beispiel schlechthin für das erfolgreiche Ineinandergreifen von zivilgesellschaftlichem und staatlichem Engagement bei der Daseinsvorsorge: Die Arbeitsleistungen werden von Freiwilligen erbracht. Die technische Ausstattung dagegen komme von den Kommunen. Das Sorge nicht nur für Brandschutz, sondern auch

für soziale Orte und Netzwerke. Dieses Prinzip der Freiwilligen Feuerwehr ist nach Oswalt auch übertragbar auf Kultur, Bildung, Mobilität, Gesundheitswesen, technische Versorgung.

Jürgen Aring nimmt diesen Gedanken auf und fordert, die Gesellschaft solle statt eines Rückbaus ohne Perspektive offensiv auf dem Lande sogenannte ‚Selbstverantwortungsräume‘ einrichten.⁷ Hier könnten ‚Raumpioniere‘ – frei von sonst herrschenden juristischen Zwängen – kreativ Alternativen entwickeln, müssten aber auch das damit einhergehende Risiko tragen.

Ein ungewöhnlicher Gedanke, der mich nach kirchlichen Erprobungsregionen fragen lässt – in der Hoffnung, dass Gemeindeglieder angesichts größerer Spielräume selbständigen Handelns sich intensiver beteiligen und Verantwortung für die Entwicklung ihrer Gemeinde wahrnehmen.

Bürgerschaftliches Engagement hat erstaunliche Initiativen freigesetzt – denken wir z. B. an die mehr als 60 Bioenergiedörfer in Mecklenburg-Vorpommern, die sich miteinander vernetzt auf den Weg gemacht haben, ihren Energiebedarf aus selbstproduzierter, nachhaltiger Energie zu decken. Und die Wertschöpfung bleibt vor Ort!⁸ Oder: ‚Alte von morgen pflegen Alte von heute‘ – eine Bürgerinitiative aus Stendal⁹, die mit vielen Ehrenamtlichen u. a. eine Tagesstätte für Demenzzranke betreibt und inzwischen entsprechende Außenstellen im Umland einrichtet. Kurzum: Es regt und bewegt sich etwas in Sachen »ländliche Räume«!

3. Land gewinnen – Kirchliche Suchbewegungen zwischen Vergeblichkeit und Erneuerung

Für uns als Kirche liegt eine große Herausforderung in der »Ausdünnung der Strukturen und Formen bei weitgehender Beibehaltung der Inhalte und Anforderungen«¹⁰: Mitarbeitende – hauptwie ehrenamtliche – haben vielfach das Gefühl, die Zukunft von Kirche hänge von ihrem Einsatz ab. Kirche soll die Kontinuität des Lebens verbürgen trotz allen Wandels. In größer gewordenen Gemeinden sollen die klassischen Aufgaben nicht vernachlässigt, neue Chancen ergriffen werden. Arbeitsverdichtung und Überlastungsreaktionen sind die Folge. Mancherorts ist es eine Not mit dem Schatz unserer vielen Kirchen. Etliche Friedhöfe arbeiten nicht nur defizitär, sondern rauben auch Energie, die in der Kommunikation des Evangeliums besser eingesetzt wäre. Teilweise

werden Gottesdienste ‚gefeiert‘, die alles andere als eine Quelle der Kraft und der Hoffnung sind.

Andererseits: Die bisherigen Land-Kirchen-Konferenzen und Fachtagungen haben gezeigt, wie viel in Bewegung gekommen ist in der kirchlichen Arbeit auf dem Lande: Verschiedene Gemeindemodelle werden erprobt – von der Zentrenbildung über Regionalisierung bis hin zu einer veränderten Präsenz in Zeit und Raum. Zentrale Rollen werden neu gedacht – z. B. in Haus- oder anderen Kleinstgemeinden, die weithin ohne Pastor/in auskommen sollen, oder die den Pastor, die Pastorin als Wanderprediger/in sehen. Neue Ehrenämter werden reflektiert wie ein neuer Diakonat der Gemeinde oder gar schon praktiziert wie die Gemeindeguratoren, die als Gesicht der Gemeinde vor Ort Verantwortung übernehmen.

Was kann uns leiten in dieser Suchbewegung? Was kann uns helfen, Strukturen und Formen kirchlichen Lebens in ländlichen Räumen zu entwickeln, die der Kommunikation des Evangeliums dienlich sind?

Vom Himmel zur Welt kommen – Ekklesiologische Leitbilder für eine veränderte Präsenz in ländlichen Räumen

1. Im Himmel wirklich – Ein biblisches Leitbild

Ich bin überzeugt: Es ist nicht nur notwendig, neue Perspektiven für die kirchliche Arbeit in ländlichen Räumen zu entwickeln; es liegt darin auch ein *Potenzial fälliger Erneuerung* – nämlich grundsätzlich und für unsere Zeit danach zu fragen, was die Kirche ihrem Wesen nach ist und sein soll. Das heißt, konsequent von ihrem Auftrag und von den Menschen her zu denken und erst von hier aus Dienste, Strukturen und Gemeindeformen sowie den Einsatz von Ressourcen zu bestimmen.

In den vergangenen Jahren ist mir dafür ein Abschnitt aus dem Epheserbrief immer wichtiger geworden. Er hat mir geholfen, darauf zu vertrauen, dass wir die Kirche nicht garantieren oder gar retten müssen. Denn da wird deutlich: Die Kirche ist Wirklichkeit – im ‚Himmel‘. Und es kommt einzig darauf an, dass sie zur ‚Welt‘ kommt. Dieser Bestimmung von Kirche – »aus dem Himmel zur Welt zu kommen« – möchte ich mit Ihnen einen Moment lang nach denken.

Der Epheser-Brief sagt über die Gemeinde:

»Ihr seid nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen« (Eph 2,19)

Das wird oft individualisiert gehört, aber hier geht es um *Gemeinde*, um *Kirche*, *sanctorum communio*. Entgegen aller Angestrengtheit, die meint, Kirche retten zu müssen, wird uns hier bedeutet: Die ecclesia ist wirklich – im Himmel. Gott erbaut sie. Sie wächst in Christus. Das, was da wächst und gebaut wird, will zur Welt kommen, zur Spur des Himmels werden auf der Erde. Wir – Mitbürger der Heiligen – sind dazu berufen, eine Spur der Zuneigung Gottes in diese Welt zu zeichnen. Wir – Hausgenossen Gottes – sind gerufen, seine Gerechtigkeit, seine Barmherzigkeit, seine Wirklichkeit, die niemanden ausgrenzt, unter uns Gestalt werden zu lassen. Aber im Zusammenhang:

*»Gott, der reich ist an Barmherzigkeit, hat in seiner großen Liebe,
mit der er uns geliebt hat,
auch uns, die wir tot waren in den Sünden,
mit Christus lebendig gemacht –
aus Gnade seid ihr selig geworden –;
und er hat uns mit auferweckt und mit eingesetzt
im Himmel in Christus Jesus,
damit er in den kommenden Zeiten erzeuge den
überschwänglichen Reichtum seiner Gnade durch
seine Güte gegen uns in Christus Jesus.
Denn aus Gnade seid ihr selig geworden durch
Glauben, und das nicht aus euch: Gottes Gabe ist es,
nicht aus Werken, damit sich nicht jemand
rühme.
Denn wir sind sein Werk, geschaffen in Christus
Jesus zu guten Werken,
die Gott zuvor bereitet hat, dass wir darin wandeln sollen.« (Eph 2,4-10)*

Für mich ist dies die Anwendung der Rechtfertigungslehre auf Gemeinde und Kirche: In der Perspektive des Epheser-Briefes ist nicht der Einzelne, sondern die Gemeinde der Getauften dem kosmischen Christus einverleibt: In corpore, als Gemeinde, als Gottes Werk sind wir eine neue Kreatur. Gemeinde ist ein Geschöpf purer Gnade. Das ist ihr himmlisches Wesen – und dieses Wesen soll sich erweisen auf der Erde.

Als ich zum ersten Mal in diese Richtung dachte, spürte ich, wie sich bei mir innerer Widerstand regte: Ist das nicht Augenwischerei, die vor den manchmal ziemlich kläglichen Realitäten die

Augen verschließt? Wie soll ich meine Vergeblichkeitserfahrungen als Dorfpastor mit dieser himmlischen Perspektive zusammenbringen: Gottesdienste, die ausfielen, weil keiner kam – wenn es zehn in meinem Hauptdorf waren, war es schon ein Festtag – und keine durchgreifende Änderung nach 8 Jahren Dienst!?

Im Nachhinein denke ich: Bei allem, was ich damals probiert habe – es war in Teilen der Versuch, Gemeinde zu ‚machen‘. Ich habe es nicht ausgehalten, dass die sichtbare Kirche der unsichtbaren so wenig entspricht.

Oder ist das vielleicht eher eine Frage des Bilder-Machens? Möglicherweise ist die himmelsgeborene Kirche weniger glorios als gedacht: Vielleicht trägt sie eher die dürrtigen Züge des Gekreuzigten, dieser ‚Knechtsgestalt‘, dieses unter die Menschen Geratenen, von ihnen Abgelehnten. So gehört es schlicht zu unserer Nachfolge, diesen Weg mitzugehen – durch Wüstenzeiten hindurch, diesen Weg Jesu, der immer wieder mit Unverständnis und Desinteresse gepflastert war.

Gleichzeitig gab es da im Dorf auch echte Perlen: ostpreußische Flüchtlinge, die ihren Glauben beeindruckend bewahrt hatten in schlimmstem Leid, meinen Küster – ehrenamtlich natürlich –, der seine Arbeitslosigkeit dazu nutzte, so ziemlich jeden Touristen von seinem Rad zu nötigen, um ihm unsere schlichte Dorfkirche zu zeigen, oder die neuen Erfahrungen von *communio sanctorum* in der Region beim Kreuzweg: jede Woche eine Andacht in einer anderen Kirche, wo nicht gepredigt wurde, sondern ein symbolisches Element in Besinnung und Stille führte – und auf einmal machten Leute sich auf weite Wege, wo sie sonntags nicht den kurzen Weg in den Gottesdienst des Nachbardorfes fanden ...

Es entlastet uns, wenn wir uns nicht alles persönlich zuschreiben, was an Gemeinde lebt und wird – weder im Misslingen noch in dem, was glückt. Die reformatorische Unterscheidung von Person und Werk gilt auch für uns in unserem Beruf! Es tut uns gut zu verinnerlichen: Kirche, Gemeinde – das ist eine Gabe Gottes: Sie will ersehnt, erbeten, erwartet sein; aber sie kann nicht ‚gemacht‘ werden: *»Aus Gnade sei ihr selig geworden ... – nicht aus euch: Gottes Gabe ist es.« (V.8)*

Das will gesehen und geglaubt sein: Kirche ist aus Gnade gezeugt, im Himmel geboren und lebendig, und: Sie soll zur Welt kommen, der Schwerkraft der Liebe nachgeben, eine Spur des Himmels auf der Erde werden. Auf diesem Hinter-

grund können wir nahezu ‚tiefenentspannt‘ der Frage nach gemeindlichen Lebens- und Arbeitsformen in ländlichen Räumen nachgehen.

2. Zur Welt kommen – Theologische Orientierungen

Drei Orientierungen sind aus meiner Sicht auch für das Kirche-Sein in ländlichen Räumen grundlegend – (1.) die Bindung an unseren Auftrag; (2.) die Sendung zu den Armen; (3.) die Freude an der *Vielfalt der Gaben*.

Zum Ersten: In These 6 der Barmer Theologischen Erklärung heißt es:

»Der Auftrag der Kirche, in welchem ihre Freiheit gründet, besteht darin, an Christi Statt und also im Dienst seines eigenen Wortes und Werkes durch Predigt und Sakrament die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk.«

Hier finden sich die vielzitierten *notae ecclesiae*, wie sie uns aus CA VII als Wahrzeichen christlicher Kirche vertraut sind. Die Formulierung von Barmen wehrt jedoch dem Missverständnis, ‚Hauptsache Gottesdienst – alles andere ist zweitrangig!‘. Barmen erinnert: Es geht um *Dienst* – also darum, als Kirche *Bewegung* zu sein. Es geht um Dienst *an Christi Statt* – um Dienst gemäß *seiner* Intention, ausgerichtet an seinem Wirken, seiner Verkündigung.¹¹ Die Botschaft ist auszurichten an alles Volk – nicht nur an die Mitglieder des ‚Vereins‘. Eine missionarische Grundorientierung ist damit gesetzt. *»Kirche mit Hoffnung Leitlinien künftiger kirchlicher Arbeit in Ostdeutschland«* aus dem Jahr 1998 folgerte entsprechend:

»Kirche ist ohne Mission nicht zu denken. Sie würde sonst ihren Auftrag verfehlen, die ihren Dienst begründet.«¹²

Wohlgemerkt: Es geht mir nicht um ‚missionarische Gemeinde‘ als Spezialform bestimmter Kirchgemeinden neben anders gearteten, sondern um die missionarische Grundorientierung aller Gemeindeformen.

Zum Zweiten: Ich bin mit Ernst Käsemann überzeugt, dass *»neben rechter Lehre und Verwaltung der Sakramente als drittes Kriterium die sichtbare Präsenz der Armen in Gemeinde und Gottesdienst nicht zu entbehren«¹³* ist. Denn die ersten Adressaten des Evangeliums vom Reich Gottes sind quer durch die Bibel die Armen.¹⁴

Die vielbeklagte Milieuverengung vieler Gemeinden ist nur ein Symptom des Mangels an dieser Stelle, dieser großen Wunde am Leib Christi. Die Frage, ob und wie wir mit den Armen leben, ist entscheidend für unser Kirche-Sein. Es ist unaufgebbar, dass Gemeinde – in welcher Gestalt auch immer – auch ein *»Sammelplatz der Verwundeten und Verwundbaren ist – und willig sein sollte«¹⁵*, wie Ernst Lange meinte.

Zum Dritten: Ein gleichermaßen unverzichtbares Kriterium evangelischen Kirche-Seins liegt darin, *»dass Menschen ... Raum und ... Rückhalt finden, ihr existenzielles Engagement im Rahmen des Priestertums aller Getauften aktiv und konkret, verbindlich und frei im gemeindlichen Leben zur Geltung zu bringen. „Denn welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder“ (Röm 8,14). Und: In einem jeden offenbart sich der Geist zum Nutzen aller“ (1 Kor 12,7).«¹⁶*

3. Kirche mit Anderen sein – Ein offenes Leitbild auch für ländliche Räume

Bei der missionarischen Grundorientierung von Gemeinde gleich welcher Form geht es nicht um bloße Mitgliedergewinnung oder die Vermittlung einer Botschaft, die wir schon hätten. Es geht vielmehr darum, selber das Evangelium zu verstehen – und in der Folge um ein evangeliumsgemäßes Selbstverständnis als Kirche. Heinrich Rathke, einer meiner Vorgänger, hatte 1971 vor der Bundessynode der evangelischen Kirchen in der DDR ausgehend von Dietrich Bonhoeffer das Leitbild einer ‚Kirche für Andere‘ formuliert. Dabei leitete ihn die Überzeugung:

»Nur im Hingehen zu den Anderen (Mission) erhält die Gemeinde sich selbst das Evangelium ... Nur im Anreden der Anderen begreift die Gemeinde das Evangelium. So erst erweist sich, ob unser Wort verstanden wird und befreit oder ob wir Steine statt Brot austeilen. Es geht nicht nur darum, dass wir christliche Wahrheiten in der Sprache von heute ausdrücken und weitergeben und mit modernen Übersetzungen und Stilmitteln in der Kirche operieren. Wo das Wort des „Menschen für andere“ mich drängt, wirklich auf den anderen einzugehen, könnte es geschehen, dass erst dann beiden aufgeht, wie dieser Jesus unser Leben prägt (Mt 18, 20; Lk 24,31).«¹⁷

Eine so verstandene ‚Kirche für Andere‘ ist notwendig Lern-Gemeinschaft bzw. lernende Organisation; auch Gemeinden müssen sich lern- und veränderungsbereit zeigen! Und zugleich ist ‚Kirche für Andere‘ Dienst- und Kommunikations-

Gemeinschaft. In Mecklenburg haben wir in den letzten Jahren versucht, diesen Ansatz weiter zu entwickeln zu einer ‚Kirche mit Anderen‘. Diese Formulierung versucht, ‚die Anderen‘ als *Subjekte* ernst- und wahrzunehmen – und sie nicht als *Objekte* kirchlicher Bemühungen misszuverstehen. M. E. sind die Potentiale dieses Leitbildes noch nicht voll erschlossen.

Im Epheserbrief ist zu lesen, wie sich die Gemeinde aus Judenchristen für die ‚Heiden‘ geöffnet hat. Eine Ur-Form von ‚Kirche mit Anderen‘ – gestiftet durch den Christus! Natürlich, ‚die Anderen von heute‘ gehören nicht der Kirche an, sind oft nicht einmal getauft. Aber wenn es richtig ist, dass sich uns erst »im Hingehen zu den Anderen«, im Dialog mit ihnen das Evangelium für unsere Zeit voll erschließt, dann stiftet dies Gemeinschaft – Gemeinschaft in und durch Christus. Eine Gemeinschaft des Dialogs und der praktischen Interaktion! Gewiss, unser Kirchenmitgliedschaftsrecht hat Mühe, diese Gemeinschaft als ‚Kirche‘ zu begreifen. Aber wir erleben es glücklicherweise, dass die Wirklichkeit längst weiter ist: Menschen anderer Weltanschauung beteiligen sich an gemeindlichen und diakonischen Aktivitäten. Menschen ohne Konfession erhalten unsere Kirchgebäude. Von daher ist es endlich an der Zeit, nicht so sehr in Kategorien von Mitgliedschaft zu denken, sondern von Beteiligung und von Weggemeinschaft! Drei Dimensionen dieser offenen ‚Kirche mit Anderen‘ will ich andeuten.

Mit Anderen im Dialog

Uns selbst tut es gut, mit den Wachen und Suchenden unserer Zeit im Gespräch zu sein – nicht als »die Bringer Beethovens«, wie Reiner Kunze es einmal im Blick auf die Ideologen formuliert hat, sondern als Menschen, die ebenfalls nach Gerechtigkeit, nach Sinn, nach Gott fragen. Es ist spannend, im Kirchbauförderverein mit Konfessionslosen oder einem Buddhisten zu ergründen, was das Innere der Kirche für uns ausmacht. Es beeindruckt mich, wenn ein ehemaliger NVA-Offizier einen Verein für einen Krankenhausneubau in Tansania gründet und christliche Mitstreiter sucht und findet – und mit der Zeit geht es um viel mehr als nur um ein karitatives Projekt. In diesem Dialog haben wir die Chance, das Evangelium für unsere Zeit zu verstehen. Zugleich haben wir guten Grund, der Kraft des Evangeliums zu trauen: Bei einer Umfrage auf dem Gebiet der Nordkirche wurde deutlich, dass immerhin knapp 50 % der Konfessionslosen an der Kirche schät-

zen, »dass man (in der Kirche) nicht perfekt sein muss, um angenommen zu werden.«¹⁸

Kernaussagen unseres Glaubens erreichen also offenbar auch diese Menschen. In diesem Sinne gilt auch im Dialog – keine Scheu vor dem Glaubenssthema!

In der Interaktion mit Anderen

Die genannte Befragung hat deutlich gemacht: Nach wie vor begegnen uns viele Vorurteile – auf beiden Seiten! Um sie abzubauen, braucht es mehr als bloße Kontakte. Ein ‚forciertes Miteinander‘ im Sinne eines gemeinsamen Engagements für gemeinsame Interessen ist am ehesten geeignet, gegenseitige Vorbehalte zu minimieren. Es braucht den gemeinsamen Einsatz auf einem dritten Feld, wie es beispielsweise in Initiativen gegen Rechtsextremismus vielerorts längst Praxis ist.

Auch grundsätzlich bin ich davon überzeugt: Es hilft Kirchengemeinden, wenn sie sich dem Dienst am Gemeinwesen widmen. Das Potenzial ist enorm – im Kleinen wie im Großen. Bürgermeister bieten uns an, Jugendclubs zu übernehmen. Wir sind eingeladen, die ‚neue Dorfmitte‘ mit zu gestalten. Es ist auch ein Dienst an der Allgemeinheit, wenn wir schmerzliche Prozesse des gesellschaftlichen Strukturwandels begleiten und nach dem suchen, was neu leben will und soll, wenn wir dafür eintreten, dass die Renaissance ländlicher Räume nicht an den Menschen vorbeigeht. All dies ist eine gesellschaftsdiakonische Aufgabe in ländlichen Räumen, in der wir Kirche für Andere und mit Anderen sein können.

Die Ausrichtung gemeindlicher Arbeit an den Bedarfen und Herausforderungen des Gemeinwesens hilft uns, unsere Binnenorientierung zu überwinden und neue Partner zu gewinnen. Inhaltlich und personal sind wir damit wieder näher bei den Leuten.

„Gemeinden der Nähe“ ermöglichen

All dies verlangt nach strukturellem Ausdruck. Es hat seine Zeit gehabt, Gemeinden allein von Kirchtürmen und Pfarrstellen her zu denken und zuzuschneiden. Ich bin dafür, dass parochiale System zu transformieren: Wir brauchen eine Flexibilisierung der Gemeindeformen, um orts- bzw. regionalspezifische Lösungen zu ermöglichen. Dabei ist die zunehmende Bedeutung von Nachbarschaft und Nahbereich zu berücksichti-

gen. In Mecklenburg denken wir daher darüber nach, ‚Erprobungsräume‘ einzurichten.

Folgende Ziele sind damit verbunden: Die Bedeutung des Nahbereichs soll sich widerspiegeln in entsprechenden Gemeindeformen. Menschen können sich mit ihrer Gemeinde identifizieren und übernehmen für sie Verantwortung – ob sie Mitglieder der Kirche sind oder nicht. Das Evangelium wird verkündigt. Die Sakramente werden gereicht. Die Armen sind sichtbarer Teil der Gemeinde. Das Gemeindeleben nimmt die Interessen der Bürgergemeinde(n) auf. Der ‚Dienst der Nähe‘ gewinnt Gestalt in gemeindlichen Aktivitäten und denen der verfassten Diakonie. Pastorinnen und Pastoren kommen stärker zu Aufgaben, die ihrer Profession entsprechen.

Wie kann diese Idee Wirklichkeit werden? Ein einfacher Ansatz liegt darin, schon bestehende ‚Ortsausschüsse‘ in die Lage zu versetzen, die genannten Ziele weitgehend zu verwirklichen. Dazu müssen die Ortsausschüsse entsprechende Budgets und Kompetenzen übertragen bekommen. Sachkundige Bürger können unabhängig von Kirchenzugehörigkeit mitarbeiten.

Am weitesten geht der Gedanke, in Erprobungsregionen neue ‚Gemeinden der Nähe‘ zuzuschneiden. Entscheidende Neuerung wäre: Die Größe solcher Gemeinden richtet sich nicht mehr nach Gemeindegliederzahlen, Mitarbeiterstellen oder Gebäuden, sondern danach, dass sich eine pastorenunabhängige Gemeindeleitung findet, die die Kompetenzen hat, die o.g. Ziele verantwortlich umzusetzen. Spezielle Ausbildungen für verschiedene Verantwortungsbereiche werden geschaffen (Leitung, Finanzen, Bauen, Gemeinwesenarbeit und Gemeindeaufbau, Andachten und Bibelgespräch).

Findet sich ein Team, das diese Kompetenzen in sich vereinigt, beschließt die Kirchenkreissynode über das Gebiet der neuen ‚Gemeinde der Nähe‘. Diese könnte Kirchengemeinde mit allen Rechten und Pflichten sein. Unter Umständen könnte es jedoch zielführender sein, solche ‚Gemeinden der Nähe‘ gerade nicht mit dem Körperschaftsstatus öffentlichen Rechts und dem dazugehörigen Aufwand zu verbinden. Solche ‚Gemeinden der Nähe‘ ohne Körperschaftsstatus hätten unter dem Dach der regulären Kirchengemeinde die Chance, flexibler auf die Erfordernisse des Nahbereichs zu reagieren. Hier sind wir noch mitten im Nachdenken. Die Hoffnung ist jedoch in jedem Fall, dass dadurch Pastoren bzw. Pastorinnen freier sind für pastorale Aufgaben und die Begleitung

und Fortbildung Ehrenamtlicher in mehreren solcher Gemeinden.

Bezugsgröße für die Erprobung solcher ‚Gemeinden der Nähe‘ mit neuem Zuschnitt des Gemeindegebiets können sein:

- eine *Kirchenregion*, in der sich alle Kirchengemeinderäte beschlussmäßig auf eine solche Erprobung einlassen wollen,
- ein *Kirchengemeindeverband* – er hätte zudem die Chance, Mitarbeitende auf der Verbands-ebene anzusiedeln und mit ihnen neue Aufgabenzuschnitte zu vereinbaren,
- eine *große Kirchengemeinde bzw. ein großer Pfarrsprengel*, die wieder auf kleinere gemeindliche Einheiten zugehen wollen.

Mit diesem Ansatz sind allerlei Probleme und Fragen verbunden: Werden sich solche Ehrenamtlichen gewinnen lassen? Allerdings: Im Bistum Poitiers hatte man anfangs auch daran gezweifelt. Inzwischen gibt es mehr als dreihundert solcher Gemeinden.¹⁹ Dies könnte damit zusammenhängen, dass sich möglicherweise andere Menschen finden, wenn ihnen nicht nur Arbeit, sondern echte Leitungsaufgaben übertragen werden.

Eine weitere Frage ist: Was geschieht mit eventuell ‚übrig‘ bleibenden Gebieten, in denen niemand Verantwortung im beschriebenen Sinne übernehmen will? Ich finde, spätestens an diesem Punkt sollten wir den Mut haben, kirchlicherseits zwischen Gebieten verschiedener Ordnung zu unterscheiden: Zum einen meine ich ‚*Gemeindeaufbau-Gebiete*‘. Sie wären dadurch qualifiziert, dass es in ihnen eine Gemeindeleitung und Gemeindeaufbau gibt. Zum anderen gäbe es ‚*Seelsorge- und Kasual-Gebiete*‘, die zumindest – auf Zeit – dazu erklärt und entsprechend betreut werden. Hier wissen Christenmenschen zwar, an welche/n Pastor/in sie sich wenden können für Taufe, Konfirmation, Beerdigung sowie auch seelsorgerliche Begleitung. Für Gottesdienste und Veranstaltungen gibt es jedoch keine Zuständigkeit des/r Pastors/in mehr.

Diese Unterscheidung zwischen zwei Arten von Räumen kirchlichen Lebens und Handelns klingt hart. Aber vielfach ist dies schon jetzt in weiten ländlichen Bereichen (uneingestandene) Realität. Wenn wir zu einem offenen, realistischen Umgang mit Gebieten unterschiedlicher Ordnung kämen, würde dies Mitarbeitende und Kirchenälteste von der lähmenden Erwartung entlasten, flächendeckend Gemeindeaufbau betreiben zu

sollen. Wir haben damit auch Räume, in denen wir vielleicht deutlicher als anderswo wahrnehmen können, ob und in welcher Weise Gott am Wirken ist. Werden wir neue Erfahrungen mit Jesu Gleichnis von der selbstwachsenden Saat machen? Manchmal denke ich: Es kann doch kein Zufall sein, dass Jesus seine Jünger in die *Ernte* schickt – und wir setzen zuerst und vor allem auf Gemeindeaufbau, also auf *Aussaat und Pflanzung*... Das Prinzip flächendeckender Parochien würde nicht aufgegeben, aber in den Gemeinden und Regionen, in denen eine solche Unterscheidung getroffen würde, änderte sich das Arbeiten in der Fläche.

Ich breche hier ab: *Orientierung an Auftrag und Verheißung, missionarische Grundausrüstung, Dialog und Interaktion mit Anderen, Ermächtigung von Gemeindegliedern, Gemeinwohlorientierung, Wiedergewinnung des Nahbereichs* – all das bildet einen Rahmen, der Raum eröffnet für die jeweilige Ausgestaltung vor Ort. Zugleich werden Schwerpunkte gesetzt. Auf sie können wir uns konzentrieren und so versuchen, uns zu begrenzen. Das wird uns helfen, anders in der Fläche präsent zu sein – als ‚Kirche mit Anderen‘. Es wird uns helfen, als Gemeinde Jesu Christi ‚zur Welt zu kommen‘.

Anmerkungen:

¹ Jan Rübel, *Geld sucht Land*, in: *Zeitzeichen*, 15. Jg., Januar 2014, S. 50.

² Vgl. Andreas Willisich, *In Gesellschaft des Umbruchs*, in: Kerstin Faber, Philipp Oswalt (Hg.), *Raumpioniere in ländlichen Regionen. Neue Wege der Daseinsvorsorge*, 2013, S. 63.

³ Vgl. www.bosch-stiftung.de/content/language1/html/41318.asp

⁴ Vgl. zum Folgenden www.herbert-quandt-stiftung.de

⁵ Vgl. Philipp Oswalt, *Der ländliche Raum ist kein Baum: Von den zentralen Orten zur Cloud*, in: Kerstin Faber, Philipp Oswalt (Hg.), *Raumpioniere in ländlichen Regionen. Neue Wege der Daseinsvorsorge*, 2013, S. 14.

⁶ A. a. O., S. 7.

⁷ Jürgen Aring, *Inversive Frontiers. Selbstverantwortungsräume*, in: Kerstin Faber, Philipp Oswalt (Hg.), *Raumpioniere in ländlichen Regionen. Neue Wege der Daseinsvorsorge*, 2013, S. 48.

⁸ Vgl. Andreas Willisich, a. a. O., S. 69.

⁹ Vgl. Kerstin Faber, Philipp Oswalt (Hg.), *Raumpioniere in ländlichen Regionen. Neue Wege der Daseinsvorsorge*, 2013, S. 124ff.

¹⁰ So Matthias Bartels in seinem Vortrag »Land in Sicht!« beim »Tag der offenen Tür« des Zentrums für Kirchliche Dienste in Rostock am 7. Juni 2013 (s. das Manuskript unter <http://www.kirche-mv.de/Kirche-in-laendlichen-Raemen-ist-Thema-im-Zentrum-Kirchlicher-Dienste.31168.0.html>, hier: S. 6).

¹¹ Auch die Nordkirchen-Verfassung in Artikel 1 (2) betont den Dienstcharakter: »Im Hören auf Gottes Wort, in der Feier der Sakramente und im Dienst an den Menschen lebt die Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland als Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern in der Gegenwart Jesu Christi und hofft auf die Vollendung seines Reiches.«

¹² Helmut Zeddies (Hg.), *Kirche mit Hoffnung. Leitlinien künftiger kirchlicher Arbeit in Ostdeutschland*, 1998, 3.1.1.

¹³ Ernst Käsemann, *Kirchliche Konflikte* 1, 1982, S. 30.39.70. Hervorhebung durch den Autor.

¹⁴ Vgl. Jörn Halbe, *Zukunft der Ortsgemeinde – Ortsgemeinde der Zukunft. Auslaufmodell oder Basismodell kirchlichen Lebens*, in: *Evangelische Stimmen*, Ausgabe 6, Juni 2015, S. 27.

¹⁵ Ernst Lange, *Chancen des Alltags*, S. 299, zitiert nach: Peter Cornehl, Wolfgang Grünberg, »Plädoyer für den Normalfall« – Chancen der Ortsgemeinde. Überlegungen im Anschluss an Ernst Lange, in: »Was es bedeutet, verletzbarer Mensch zu sein«, Helmut Peukert zum 65. Geburtstag, hg. von Sönke Abeldt, Walter Bauer, Gesa Heinrichs, Thorsten Knauth, Martina Koch, Holger Tiedemann, Wolfram Weiße, S. 123.

¹⁶ Jörn Halbe, a. a. O., S. 27.

¹⁷ Heinrich Rathke, *Kirche für andere – Zeugnis und Dienst der Gemeinde*, in: *Kirche als Lerngemeinschaft. Dokumente aus der Arbeit des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR*, Berlin 1981, S. 179. Hervorhebungen durch den Autor.

¹⁸ Arbeitsstelle Kirche im Dialog: Einstellungen konfessionsloser Menschen zu Kirche und Religion. Eine empirische Studie, Rostock 2014, S. 30.

¹⁹ Vgl. Hadwig Müller, *Ein Schimmer von Hoffnung – eine Einführung*, in: Reinhard Feiter, Hadwig Müller (Hrsg.), *Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof? Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers*, S. 13.



Den Kairos nutzen

Hospitationen und Land-Café

Von Dr. Dirk Martin Mütze

Kirchenbilder – Lebensräume. 3. Land-Kirchen-Konferenz der EKD, Kohren-Sahlis, 18. - 20.6.2015

»Unverwechselbar schön« und »kreuzfidel« seien die Kirchenbezirke Leisnig-Oschatz und Leipziger Land – so versprechen es ihre Internetauftritte. Ob dieser Anspruch vor Ort auch umgesetzt wird, davon konnten sich die Teilnehmenden der 3. Land-Kirchen-Konferenz ein eigenes Bild machen. An insgesamt sieben Orten in den beiden Kirchenbezirken sowie in der Ephorie Glauchau-Rochlitz besuchten sie ausgewählte Projekte.

Schon der Name »Leipziger Land« weist auf die Charakteristik dieses Kirchenbezirks hin. Im Unterschied zu den beiden anderen ist diese Region besonders von der Großstadt Leipzig geprägt, an die der Kirchenbezirk im Süden und Osten grenzt. Zugleich bilden die drei Mittelstädte Borna, Grimma und Wurzen wichtige Bezugspunkte für den sonst ländlich geprägten Raum. Und nicht zu vergessen der Tagebau im Leipziger Südraum, der das Gesicht einer ganzen (auch kirchlichen) Landschaft verändert hat. Geografisch ähnlich ist der benachbarte Kirchenbezirk Glauchau-Rochlitz, der den Norden und Westen der Industriestadt Chemnitz umschließt. Ganz und gar ländlich ist hingegen der Leisnig-Oschatzer Kirchenbezirk. Obstbau und Landwirtschaft prägen diese Region, die sich genau in der Mitte zwischen Dresden und Leipzig befindet. Allen drei Ephorien gemeinsam ist eine kleinteilige Struktur mit einer hohen Dichte an Kirchengebäuden. So hat das Leipziger Land die größte Zahl an Klein- und Kleinstgemeinden in Sachsen, die beiden anderen Kirchenbezirke folgen in der Rangliste unmittelbar darauf. Zugleich kämpfen die Regionen – mit Ausnahme der Gebiete im Einzugsgebiet der Großstädte Leipzig und Chemnitz – mit den typischen Problemen ländlicher Räume: Wegzug junger und gut ausgebildeter Menschen, Überalterung sowie eine prekär werdende Infrastruktur.

Die besuchten Projekte zeigen, welche Gestaltungsmöglichkeiten bei scheinbar ungünstigen Umständen möglich sind, aber auch die Gefahr, bei zum Teil augenscheinlich guten Bedingungen scheitern zu können. »Das Schöne war dabei nicht, dass diese Projekte die ganze Welt verändern wollen, sondern dass es sich um kleine Ak-

tionen und Ideen handelt, die durchaus auch auf andere Regionen übertragbar sind«, so drückte es ein Teilnehmer aus.

Geht es auch ohne Pfarrer? – Erfahrungen eines Kirchspiels

Bereits seit mehreren Jahren hat das Kirchspiel Regis-Breitingen mit seinen fünf Kirchen keinen eigenen Pfarrer mehr. Die Kirchenvorstände organisieren das Gemeindeleben weitgehend selbstständig. Im vergangenen Jahr bekamen die Gemeinden doch (k)einen Pfarrer, denn hier wurde nun ein ungewöhnliches Projekt gestartet. Die Idee dahinter ist, die schon vorhandenen und aus der Not geborenen Kompetenzen der Kirchvorsteher und ehrenamtlich Tätigen weiter auszubauen. Die Gemeinden bekamen also keinen Pfarrer, der *in* der, sondern einen, der *mit* der Gemeinde arbeitet. Die Kasualien werden weiterhin vom amtierenden Vakanzvertreter verrichtet, während für die Gemeindearbeit ein Pfarrer der Ehrenamtsakademie zuständig ist, der die ehrenamtlich Tätigen stärkt und unterstützt. Die Reaktion auf diese neue Form fällt dabei recht unterschiedlich aus. Grundsätzlich ist natürlich der Wunsch nach einem Pfarrer – »einem Hirten« – vorhanden. Doch das Bild wandelt sich zunehmend, da die Gemeinden im Laufe der Zeit auch gelernt haben, eigene Ressourcen zu aktivieren.

Eine Uni auf dem Land! – Dezentrale, basisorientierte, theologische, praktische und missionarische Zurüstung für alle

Südwestlich von Chemnitz findet sich das kleine Dorf Rödlitz, welches wohl Sachsens kleinste und jüngste Uni beheimatet – die Gemeinde-Uni. Untergebracht ist sie in einem Bauernhof, den die Kirchengemeinde des Ortes 2002 erbt und der eigens für die Gemeinde-Uni sowie für die ephorale Jugendarbeit umgebaut wurde. Ein Pfarrer und der Jugendwart sind für die programmatische Arbeit verantwortlich. Das angebotene Themenspektrum ist groß; es reicht vom Technik- oder Gitarrenseminar über Meditationsangebote bis zu Fragen der globalen Finanzwirtschaft. Nahe an der Basis der Kirchengemeinden wollen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ihre Angebote und Seminare verorten. Seit 2006 wurden bereits über 200 Veranstaltungen durchgeführt und die Uni

kann inzwischen auf einen großen Stamm an Referentinnen und Referenten zurückgreifen. Die Gemeindenähe, die Einbindung in den Kirchenbezirk sowie die Möglichkeiten, sich hier zu begegnen und auszutauschen, machen die Gemeinde-Uni zu einem wichtigen Zentrum der kirchlichen Arbeit im ländlichen Raum.

Café Courage – Vereint im Engagement gegen extremistische Tendenzen

Inmitten des Dreiecks Chemnitz, Dresden und Leipzig liegt, im Tal der Freiburger Mulde, die Stadt Döbeln. Wie viele andere Klein- und Mittelstädte Sachsens hat auch Döbeln in den Jahren nach der friedlichen Revolution von 1989 einen starken Rückgang der Bevölkerung zu verzeichnen. Aus dem Bestreben, der damit verbundenen sozialen und kulturellen Erosion etwas entgegenzusetzen, übernahmen hier junge Menschen ein ehemaliges Hotel und gründeten den Verein »Treibhaus«. Mit dem »Café Courage« entstand ein soziokulturelles Begegnungszentrum, das auch die anderen Projekte des Vereins beherbergt (verschiedene Jugendangebote, eine »AG Geschichte«, das Projekt »FAIR – Fit gegen Antisemitismus, Intoleranz und Rassismus«).

Bereits von Beginn an waren auch Jugendliche der Kirchengemeinde aktiv an der Arbeit des Treibhaus e.V. beteiligt. Doch es gab auch nicht wenige in der Kirchengemeinde, die das gesamte Projekt misstrauisch beäugten, weil sie dahinter eine politisch linksorientierte Vereinnahmung befürchteten. Ein Misstrauen, das in den letzten Jahren weitgehend geschwunden ist. Vor allem im Projekt »Willkommen in Döbeln« arbeiten heute Ehrenamtliche der Kirchengemeinde, aber auch der Freikirchlichen Gemeinde mit. Dabei geht es darum, vereint der Neonazi-Szene in der Region etwas entgegenzusetzen und ankommenden Flüchtlingen zu helfen. Eine Arbeit, die auch aus dem Flüchtlingsfonds der Sächsischen Landeskirche unterstützt wird. Derzeit gibt es bereits Sprachkurse, Kinderbetreuung, Hilfe bei den Hausaufgaben und Begegnungsveranstaltungen. Außerdem werden Patenschaften organisiert.

Trotz mancher Irritationen im Miteinander, die auch heute nicht ausbleiben, zeigt sich hier, dass die Zusammenarbeit von evangelischer und Freikirchlicher Gemeinde mit dem Treibhausverein einiges zu bewirken vermag. Ziel aller Beteiligten ist es, die demokratischen Strukturen vor Ort zu stärken, und dazu ist es notwendig, »aufeinander zuzugehen und zu schauen, was zusammen geht«.

Haltestelle ‚Uno Mondo‘ – Diakonie und Kirchengemeinde widmen sich gemeinsam der Integration von Migrantinnen und Migranten

Seit nunmehr sieben Jahren engagieren sich Ehrenamtliche der Grimmaer Kirchengemeinde gemeinsam mit Sozialarbeitern der Diakonie Leipziger Land für Asylbewerber und Flüchtlinge. Neben dem wöchentlichen Treff haben sich im Laufe der Zeit zahlreiche individuelle Hilfsangebote herausgebildet, die je nach Bedarf wahrgenommen werden können. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter helfen bei Übersetzungsarbeiten oder bei Behördengängen, organisieren Umzüge, Schul- oder Ausbildungsplatzwechsel, unternehmen Ausflüge und sind manchmal einfach nur da, um zuzuhören und zu trösten. Untergebracht ist die Haltestelle ‚Uno Mondo‘ in einem Mehrgenerationenhaus der Stadt Grimma. Dies bietet Möglichkeiten der Vernetzung und Kommunikation mit anderen Organisationen und Vereinen.

Gelingen und Scheitern – Das mit dem Missionspreis 2013 ausgezeichnete Projekt ‚Aufladen‘ und ein gescheiterter ‚Erwachsen-Glauben‘-Kurs

Wer etwas Neues probiert, kann damit scheitern – eigentlich eine Binsenweisheit! Doch über Gescheitertes zu reden, ist noch immer eher ungewöhnlich, aber eigentlich notwendig. Gescheitert ist die Kirchengemeinde der Stadt Grimma mit einem Glaubenskurs. Und dabei schien man alles richtig gemacht zu haben: Mit großem Aufwand wurde der Kurs im Kino und auf Hochglanzplakaten in der ganzen Stadt beworben. Doch am Ende kam niemand. Ganz anders die Resonanz beim Projekt »AufLaden«. Im Sommer des Jahres 2013 war Grimma, nach dem Jahrhunderthochwasser von 2002, erneut von einer Flut betroffen, deren Folgen die Existenz der Ladenbesitzer in der Altstadt bedrohten. Ihnen Mut zu machen, war Ziel von »AufLaden«, einer Aktion der Grimmaer Kirchengemeinde unter Leitung einer Pfarrerin, die für missionarische Projekte im Kirchenkreis angestellt ist. In der Zeit von St. Martin bis zum Nikolaustag fand jeweils in einem Grimmaer Geschäft eine Aktion statt. Eingeleitet wurde diese mit dem Geläut aller Glocken des Ortes um 17 Uhr. Etwa eine Stunde lang gab es dann eine Lesung, ein Konzert, einen Bastelabend oder ein Gespräch im Laden. Der jeweilige Gastgebende bekam zu Beginn der Veranstaltung einen Engel überreicht und es wurde eine Engelgeschichte erzählt. Zum Abschluss läuteten die Glocken der Marienkirche zu einem Moment der Stille und einem Abendsegen. Der Abend war für viele Ladenbesitzer ein

Lichtblick in einer eher aussichtslosen Zeit. Schon bei der Vorbereitung konnten sie von ihrer Situation erzählen. Wohl am besten lässt sich das Projekt mit den Worten einer Teilnehmerin der Landkirchen-Konferenz so beschreiben: »Kirche uneigennützig und bei denen, die existentiell betroffen sind. Zeit und Not teilen, das ist wohl das Besondere an diesem Projekt gewesen.«

Das Projekt »AufLaden« in Grimma erhielt 2013 den Andere-Zeiten-Missionspreis.

Dorf mit Zukunft – Politische Gemeinde und Kirchengemeinde verzahnt

Das kleine Dorf Gersdorf – ein Ortsteil der Kleinstadt Hartha im Landkreis Mittelsachsen – gewann 2013 den Wettbewerb »Unser Dorf hat Zukunft«. Eines der wichtigsten Kriterien für die Jury war die ausgesprochen gute Zusammenarbeit der politischen Kommune mit Vereinen und Kirchengemeinde. Eine Partnerschaft, die für westdeutsche Christen traditionell eher selbstverständlich ist, im Osten Deutschlands jedoch vor allem vor der friedlichen Revolution so nur selten möglich war und aufgrund der Geschichte auch heute nicht allorten denkbar ist. Dabei sind die Vorbehalte nicht nur in den Kirchengemeinden zu finden, Misstrauen und Unkenntnis auf beiden Seiten erschweren oft das Miteinander. In Gersdorf hingegen erkannte und nutzte man die Möglichkeiten, die sich aus dem Hinarbeiten auf ein gemeinsames Ziel ergaben. Dies hat auch bei Kirchenfernern dazu geführt, die Kirche wieder stärker als Teil der dörflichen Gemeinschaft wahrzunehmen.

Im Land des roten Porphyrs – Regionalentwicklung unter aktiver Beteiligung der evangelischen Kirche

Namensgebend für die Region »Land des roten Porphyrs« war das in diesem Gebiet – vor allem auch an Kirchen – als Baustoff verwendete Gestein, das durch vulkanische Aktivitäten rund um den Rochlitzer Berg entstand. Mit der Anerkennung dieses Gebiets als LEADER-Region im Rahmen der ländlichen Förderung durch die Europäische Union wurde auch ein Koordinierungskreis zur Vergabe der Fördermittel ins Leben gerufen. Von Anbeginn brachte sich hier die Kirchengemeinde Geithain, vor allem in Person des Pfarrers, in die Arbeit dieses Gremiums ein und ist bis heute ein wichtiger Impulsgeber für soziale und kulturelle Projekte. Aus der Mitarbeit entstanden der Verein »Kirche im Land des Roten Porphyrs« und das Projekt »Via Porphyria«. Der ausgeschil-

derte Pilgerweg wurde nicht nur zu einem touristischen Faktor, der die Attraktivität der Region erhöhte, sondern schuf auch ein interessantes Netzwerk von Kirchengemeinden, Tourismus- und Gastronomieeinrichtungen. Dabei steht bei den beteiligten Kirchengemeinden weniger das eigene Interesse, z.B. das Gewinnen neuer Mitglieder, im Vordergrund als vielmehr das Interesse an der gesamten Region. Es gelingt den Gemeinden durch begeisterungsfähige Menschen als Gastgeber und Pilgerführer auf dem Weg, ihre schönen und interessanten Kirchengebäude zu präsentieren und so etwas zur Attraktivität einer Region beizusteuern.

»Nicht weltverändernd, aber übertragbar« Das Reflexionsforum Land-Café

Mit drei Leitfragen für die Hospitationen waren die Teilnehmenden am Vormittag in die gastgebenden Kirchenbezirke ausgeschwärmt: Welche Kirchenbilder helfen, die geistliche Aufgabe des Wandels zu vollziehen? Welche Leitvorstellungen blockieren? Wie sind hier vor Ort Haupt- und Ehrenamt aufeinander bezogen? Das Landcafé am frühen Nachmittag des zweiten Konferenztages bot Gelegenheit, das Erlebte einander mitzuteilen, Eindrücke zu vergleichen, Fragen zu formulieren und Thesen zu entwickeln.

Einigkeit bestand darin, dass die sieben Projekte nicht nur auf andere Regionen übertragbar sind, sondern die hier geführten Diskussionen grundsätzliche Findungsprozesse einer sich wandelnden Kirche widerspiegeln. Das, was die Projekte im Besonderen zeigen, ist im Grunde nicht neu: Ein guter Zeitpunkt – theologisch sprechen wir vom Kairos – und eine charismatische Person sind entscheidend für das Gelingen einer Idee. Weiterhin verdeutlichen die besuchten Projekte, dass Kirche besonders dann positiv wahrgenommen wird, wenn es gelingt, eigene Interessen hinter die des Gemeinwohls zurücktreten zu lassen. Die Frage nach dem Verhältnis von Haupt- und Ehrenamt zieht sich wie ein roter Faden durch alle Diskussionen.

Nachdem in früheren Jahrzehnten die so genannten »Laien« eine stärkere Beteiligung eingefordert haben, wird ihnen diese heute gewährt bzw. wird sie vielerorts als selbstverständlich vorausgesetzt, spezielle Fortbildungsangebote und professionelle Begleitung eingeschlossen. Ob der Ruf nach dem »Hirten« eine bevorstehende Umkehrung dieses Prozesses anzeigt oder aber lediglich ein vereinzelt wahrnehmbares Phänomen darstellt, wird sich zeigen, denn Ehrenamtliche wissen um ihre

Stärken und wollen natürlich auf Augenhöhe beteiligt werden. Auch dieser zum Teil recht paradox geführte Klärungsprozess ist in den hospitierten Gemeinden deutlich geworden.

Die Gesprächsleiter und -leiterinnen an den Tischen des Land-Cafés erhielten abschließend den Auftrag, die Diskussion zusammenzufassen:

- Gelingen hängt zu einem Großteil an charismatischen Personen. Sie nehmen den Kairos wahr und können andere Menschen für eine Sache begeistern.
- Kirche ist wirksam, wenn sie für andere auf »dem Markt« agiert. Die ländliche Situation mit persönlichen Kontakten befördert dies.
- Was »typisch ländlich« ist, ist nur differenziert zu benennen.
- Es gilt, zum richtigen Zeitpunkt mit den Menschen Lebenszeit zu verbringen und so ihre Themen kennenzulernen, um sie aufgreifen zu können.
- Kirche ist immer Teil des Gemeinwesens und ein Miteinander von Haupt- und Ehrenamt.
- Ehren- und hauptamtliche Kompetenzen verlangen nach Wertschätzung und Wertschöpfung.
- Ehrenamtliche und Hauptamtliche brauchen Klärung des je eigenen Auftrags.
- Kirchenbilder verändern sich. Kennzeichnend ist ein Herausgehen aus der Kirche, ein Einbringen in die Dorfgemeinschaft, gastfreundlich sein, also: Sauerteig sein. 

»Gutes vom Lande« – Speakers' Corner

Von Holger Postma

Kirchenbilder – Lebensräume. 3. Land-Kirchen-Konferenz der EKD, Kohren-Sahlis, 18. - 20.6.2015

»Stell dir vor, ein anderer hat eine gute Idee und du erfährst nichts davon!« Wie ärgerlich! »Stell dir vor, Andere staunen über das, was für dich längst Normalität ist!« Wie schön!

So ähnlich erinnere ich die Einladung zur Speakers' Corner. Eine Methode, ein Format, das auf den Land-Kirchen-Konferenzen mit Erfolg gepflegt und gehegt wird. Warum? Ganz einfach: Weil es uns um gute Ideen für das Land geht. Ohne endlose Vorstellung von Konzepten, keine Diskussionen über Für und Wider, keine Langeweile. Stattdessen ein unterhaltsamer Eindruck von Kirche anderswo und die eine oder andere Idee für eigene Projekte.

Auch auf der 3. Land-Kirchen-Konferenz erzählten Teilnehmende mit Begeisterung von ihren guten Erfahrungen in ihrer Kirchengemeinde. Nicht jede Idee ist gleich für jeden eine gute Idee. Aber die, die erzählen, zeigen mit ansteckendem Engagement: Das mit dem Kochkurs, das mit dem Stricken, das mit dem Zelt, das mit dem Gold ... hat funktioniert. Neugierig geworden? Sehen Sie, so fängt das an.

Eine/r steht leicht erhöht auf einer Kiste und 50 Tagungsteilnehmende lernen innerhalb von 45 Minuten neun neue Projekte kennen.

Exemplarisch seien zwei Projekte genannt, an denen deutlich wird, wie lokale Gegebenheiten kreativ genutzt werden können. Zwei Beispiele, nicht 1:1 übertragbar, aber dazu anregend, hinzusehen und nachzufragen, was oder wie es bei uns sein könnte.

Eine Schäferin aus Ostfriesland berichtet von ihrer Begegnung mit einer Konfirmandengruppe. Die Schäferin gibt der Konfirmandengruppe Gelegenheit, ihren Lebensraum kennenzulernen und

selbst zu erfahren. Die Tiere, die Landschaft, die Gebäude, die Bewirtschaftung des Deiches, der Deichschutz, die Verantwortung für Geschöpf und Schöpfung, die Nachhaltigkeit: lauter Fragen und Gesichtspunkte, die im Angesicht der Schafherde nicht theoretisch, sondern unmittelbar praktisch aufkommen. Wie das alles auch mit dem Leben in der Kirchengemeinde zusammenhängt, mit den Gebäuden und mit den Inhalten des christlichen Glaubens, das möchte sie den Jugendlichen vermitteln. Eine eindrucksvolle Vorstellung eines authentisch vorgetragenen Projektes mit Herz für Mensch und Tier, Schöpfer und Geschöpf.

Von der Stärkung des regionalen Miteinanders »über den eigenen Kirchturm hinaus« berichtet eine andere Teilnehmerin. 16 beteiligte Kirchengemeinden bieten jeden Monat jeweils eine musikalische Veranstaltung in einer ihrer Gemeinden an. Um den Anreiz zum Besuch möglichst vieler Orte der musikalischen Reise zu erhöhen, wird unter den Besucherinnen und Besuchern, die an allen 16 Veranstaltungen teilgenommen haben – nachgewiesen durch eine Stempelkarte –, ein Candle-Light-Dinner verlost, bei dem der Dekan höchstselbst bedient.

Jeder Kurzvortrag hatte seinen eigenen Charme. Selbst Ideen, von denen man denken könnte »Das haben wir längst hinter uns«, bekommen unter besonderen lokalen Bedingungen einen überraschenden Drive.

Speakers' Corner vermittelt und gibt Impulse, bietet die Möglichkeit, regionale und personale Anregungen weiterzugeben und Akzente mit ganz eigenem Lokalkolorit zu setzen. Manches ist direkt übertragbar, anderes führt zu eigenen Überlegungen; manche Ideen sind und bleiben einmalig im Sinne des Wortes.

Was bleibt ist mindestens dies: Innovationen sind erwünscht! Und: Kirche in der Fläche bietet offene Räume für viel Kreativität. 

Papierkirchen – Wie Architekten sich Kirche ausmalen und was wir davon haben

Von Dr. Karin Berkemann

Kirchenbilder – Lebensräume. 3. Land-Kirchen-Konferenz der EKD, Kohren-Sahlis, 18. - 20.6.2015

Welch ein Luxus, einmal nicht an Prüfstatiker, Brandschutzinspektoren und Immobilienmakler denken zu müssen. Eine Freiheit, die Architekten immer seltener haben – oder sich nehmen. Doch wenn die Baukünstler den Schwerpunkt einmal auf den zweiten Teil ihrer Berufsbezeichnung verlagern (dürfen), wenn sie unbelastet zeichnen, träumen und Ideen spinnen, dann entstehen oft ihre schönsten, skurrilsten und mutigsten Raumschöpfungen. Diesem Ziel hat sich eine eigene Disziplin verschrieben: Die »Papierarchitektur« entwirft Bauten, die nicht zum Bauen gedacht sind. Und zu wem sollten solche Papier-Utopien besser passen als zu einer Gemeinschaft, die sich seit Jahrhunderten um das (auf)geschriebene Wort scharf ... Wie also sehen die »Papierkirchen« der professionellen Bau-Träumer aus?

Auf dem Papier – gezeichnete Kirche

Vor zwei Jahrhunderten hofften die Kreativen auf das Ende der deutschen Kleinstaaterei und auf die neue große Freiheit, auch von den Franzosen. Der Architekt Karl Friedrich Schinkel hatte frisch in der preußischen Bauverwaltung angefangen, als er in den 1810er Jahren immer wieder die ideale »deutsche« Kirche malte: Sie vereinte das Beste der Gotik, die er als »deutschen« Stil wiederentdeckte – mochten die Franzosen behaupten, was sie wollten. Wie im Mittelalter sollte sich hier das Volk unter einem Glauben (natürlich dem preußischen Protestantismus) versammeln. Noch durfte und sollte Schinkel klassizistische Musterkirchen in Serie bauen. Erst nach 20 Jahren näherte er sich seinem Jugendtraum mit der – heute als Museum rekonstruierten – Berliner Friedrichswerderschen Kirche (1831).

In den kirchenfeindlichen Jahren des Nationalsozialismus veröffentlichte der große Theoretiker der (katholischen) Moderne Rudolf Schwarz ein Grundlagenwerk: Mit »Vom Bau der Kirche« (1938) zeigte der Architekt seine utopistischen Skizzen von idealtypischen Kirchen – ausdrücklich nicht zum Bauen gedacht. Dies sah ein rheinischer Pfarrer nach Kriegsende anders und überzeigte Schwarz, die Zeichnung »Heiliger Wurf« in

die Wirklichkeit zu übersetzen. Die Idee: Am Ende einer Parabel wird man in die Kirche hineingesogen, an deren Scheitelpunkt durch die Messe verwandelt und gestärkt wieder in die feindliche Welt geschleudert. Daraus wurde 1957 in Bottrop die parabelförmige Heilig-Kreuz-Kirche, die sich heute ohne Gemeinde als Kulturkirche am Leben zu halten sucht.

Auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs steckten die jungen russischen Architekten Alexander Brodsky und Ilya Utkin in den 1970er Jahren in der Klemme: Natürlich stand es ihnen frei, an Architekturwettbewerben teilzunehmen, doch wurden immer nur die linientreuen Entwürfe ausgewählt. Also drehten sie den Spieß um, reichten eifrig unbaubare Pläne ein und nannten sie frech »Papierarchitektur«. Eines ihrer utopistischen Werke, das »Columbarium habitabile« (1989), versetzte bedrohte Bauten – vom Bauernhof bis zum kirchenähnlichen Gebilde – in die Fächer eines kubischen Totenhauses. Sobald ein Bewohner sein magaziniertes Domizil aufgeben werde es von der überdimensionalen Abrisskugel zertrümmert. Heute baut Brodsky tatsächlich: Auf einem See bei Moskau fügte er 2002 aus Eiswürfeln einen Pavillon, eigentlich zum Wodka-trinken. Vom Sonnenaufgang malerisch illuminiert, erinnerte seine vergängliche Architektur aber auch an die vielen mobilen Kapellen der 2000er Jahre.

Mit dem Papier – entfaltete Kirche

Etwas wörtlicher nimmt Shigeru Ban die »Papierarchitektur«, er baut mit Pappe. Immer wieder experimentiert der Architekt mit großformatigen Papprollen, sie seien so wunderbar kostengünstig, leicht und stabil. Vor allem in Katastrophengebieten kommen diese Vorteile zum Tragen. Ban, selbst aus dem erdbebengeplagten Japan, ersetzte z. B. eine zerstörte Kirche im neuseeländischen Christchurch 2013 durch eine stimmungsvolle Papprollen-Konstruktion. Viele seiner ästhetischen Papier-Provisorien haben es zwischenzeitlich schon zur Dauerlösung gebracht. Doch Ban geht einen Schritt weiter und arbeitet mit seiner Idee für die Menschen, die sich keinen Architekten leisten können. Für die Opfer von Naturkatastrophen entwickelt und finanziert er z. B. Stecksysteme aus Papprollen: Mit weni-

gen Handgriffen entsteht so in Notunterkünften etwas unbezahlbare Privatsphäre.

Auch das Architekturbüro Schneider + Schumacher ließ sich vom Papier inspirieren. Schon für ein Literaturfest stellte es 2006 einen buchähnlich gefalteten Pavillon in die Frankfurter Stadtlandschaft. Für die Autobahnkirche »Siegerland« entstand 2013 ein strahlend weißes Gebilde, das im Vorbeifahren an eine Origami-Bastelei erinnert. Die Architekten erklären ihre außergewöhnliche Idee so: Das zweidimensionale Zeichen für Autobahnkirche werde in die dritte Dimensionen aufgefaltet. Aus dem Vertrauten wird Unerwartetes, aus dem Wiedererkennen ein Neubegegnen. Im Inneren überrascht die Autobahnkirche dann vollends durch den sakralen Charme einer filigranen gesteckten Holzkonstruktion.

Einen Origami-Daubrenner, den Kranich, vermehrte der Künstler Michael Pendry: Für seine Installation »Les Colombes ...« zog er in München 2013/14 eine Schar Papiervögel unter die Decke der historischen Heilig-Geist-Kirche – zu ihren gemalten und stuckierten Geschwistern, den barocken Heilig-Geist-Tauben. Diese gutbesuchte Aktion wurde in ähnlicher Form 2015 in der backsteingotischen St. Bartholomaei-Kirche von Demmin wiederholt. Eine augenzwinkernde Variante des gefalteten Gotteshauses verbreiteten die Schweizer. Als die Eidgenossen 2009 darüber abstimmen mussten, ob Minarette gebaut werden dürften, riefen die Befürworter zwei Aktionen aus: Man solle doch Minarette auf Rollen oder sein eigenes Papier-Minarett für den Balkon bauen. Einer der stylishen Bastelbögen verweist politisch korrekt darauf, er sei auf Wunsch auch als Synagoge oder Kirche erhältlich.

Weg vom Papier – geträumte Kirche

Auf und mit dem Papier machen sich Architekten immer wieder frei, ihre ganz persönliche Vision von Kirche zu gestalten. In jeder Generation sieht dieser Kirchen(t)raum ein wenig anders aus: Karl Friedrich Schinkel beschwört die einende Kraft des mittelalterlichen Christentums, Rudolf Schwarz mutet uns die unbestechliche Fremdheit der Glaubenserfahrung zu und Alexander Brodsky inszeniert kunstvoll die Vergänglichkeit jedes menschlichen Tuns. Shigeru Ban nutzt die Stärken der Pappe für die Schwachen, Schneider + Schumacher entfalten aus vertrauter Flachware neue Raumerlebnisse und Michael Pendry über-

setzt unsere Kindheitsbasteleien in geistvolle Papierflieger.

Gemeinsam ist diesen Papierkirchen ihre luxuriöse Sorglosigkeit. Eine hart erarbeitete Leichtigkeit, die Kirche von den träumenden Baukünstlern wieder lernen könnte. Denn allen löblichen Leitbilddebatten, Gebäudemanagementprozessen und Potenzialanalysen zum Trotz, lohnt es, zu träumen – schließlich hat Kirche einmal so angefangen. Jede gebaute Utopie ist ein so großes Glück, dass man sich einfach um sie kümmern muss. Wenn (zu) viel verloren geht, dürfen wir trauern, ebenso laut wie kunstvoll. Wenn das Geld knapp wird, gilt es, weiterzumachen – reich zu denken und arm zu bauen. Dabei tut Kirche gut daran, in der Nähe zu bleiben, denn was nutzt dem Dorf ein Leuchtturm in der Stadt. Und für neue Projekte hilft Ausprobieren: Es muss ja nicht immer für die Ewigkeit sein.

Literatur und Links

Berkemann, Karin (Hg.), 100 Spirituelle Tankstellen. Reisen zu christlichen Zielen, Freiburg/Breisgau 2013/15.

Hatton, Brian (Bearb.), Alexander Brodsky – works, Katalog, Tchoban Foundation, Berlin, 14. März bis 5. Juni 2015, Berlin 2015.

Erne, Thomas (Hg.), Mobile Kirchen (EKD-Institut für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart 1), Marburg 2010.

Becksmann, Rüdiger: Schinkel und die Gotik. Bemerkungen zur »Komposition des viertürmigen Domes« von 1813, Sonderdruck aus: Lisner, Margrit/Becksmann, Rüdiger (Hg.), Kunstgeschichtliche Studien für Kurt Bauch, München/Berlin 1967.

Schwarz, Rudolf, Vom Bau der Kirche, Würzburg 1938.

kulturkirche-heiligkreuz.de

www.pendry.de

www.schneider-schumacher.de

www.shigerubanarchitects.com



Karl Friedrich Schinkel, Gotischer Dom am Wasser, 1813
(in einer Kopie von August Wilhelm Julius Ahlborn, 1823; Nationalgalerie Berlin)
Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:1813_Schinkel_Gotischer_Dom_am_Wasser_anagoria.JPG?uselang=de



Berlin, Friedrichswerdersche Kirche (Karl Friedrich Schinkel, 1831) (Bild: Andreas Steinhoff)
Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Berlin_-_Friedrichswerdersche_Kirche,_2006_2.jpg



Moskau, Ice Bar (Alexander Brodsky, 2002) (Bild: Yuri Palmin)



Lustenau, Hugo-Kleinbrod-Kapelle (Hugo Dworzak, 2007) (Bildrecht: Hugo Dworzak)



Christchurch/Neuseeland, Cardboard Cathedral (Shigeru Ban, 2013) (Bild: Jocelyn Kinghorn, CC BY SA 2.0)
Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Cardboard_Cathedral_looking_good.jpg



Autobahnkirche »Siegerland« (Schneider + Schumacher, 2013) (Bild: J.-H. Janßen, GFDL oder CC BY SA 3.0)
Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Autobahnkirche_Siegerland_01.jpg?uselang=de



München, Heilig-Geist-Kirche, Kunstinstallation »Les Colombes – Die weissen Tauben« (Michael Pendry, 2013/14)
(Bild: Digital cat, CC BY SA 3.0.de)
Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Heilig-Geist_Kirche_-_Deckenfresko_1_-_M%C3%BCnchen.jpg

Raum für Neues, Anderes, Überraschendes

Feedback aus Sicht des Ehrenamtes

Von Dörte Andresen

Kirchenbilder – Lebensräume. 3. Land-Kirchen-Konferenz der EKD, Kohren-Sahlis, 18. - 20.6.2015

1. Positionsbestimmung – Durch welche ehrenamtliche »Brille« sehe ich als Prozessbeobachterin auf die Kirche in ländlichen Räumen und die Land-Kirchen-Konferenz?

1.1 Blick durch die »räumliche Brille«

Ich habe meine kirchliche Heimat in der kleinen Kirchengemeinde Sieverstedt nahe der dänischen Grenze im Kirchenkreis Schleswig-Flensburg, am nördlichsten Zipfel der Ev.-Luth. Kirche in Norddeutschland, kurz: Nordkirche. Ich betrachte die Land-Kirchen-Konferenz aus der peripheren Randlage und sozusagen von ganz »oben«.

In diesem Teil, wie auch in anderen Landstrichen der Nordkirche, gibt es viel »Raum«, auch viel »leeren« Raum: schrumpfende Dörfer (es spielen kaum noch Kinder auf der Straße), weniger Kultur- und Gemeinwesen (können wir uns den Bücherbus noch leisten?), abnehmende Infrastruktur (im Dorf keine Einkaufsmöglichkeiten mehr). Und die Kirche ist auch nur mit einem »halben Pastor« für die Gemeinde da.

Die vorherrschende Stimmung ist in vielen Bereichen von Entmutigung und Resignation geprägt.

Leerer Raum bedeutet aber auch: Der Weg ist frei für Neues, Anderes und Überraschendes. Ich hoffe, dass auch in unserer Gemeinde mutig nach neuen Perspektiven gesucht wird. Einige Anregungen werde ich von dieser Tagung schon mitnehmen können.

1.2 Blick durch die »Kirchenkreisbrille«

Als Synodale des Kirchenkreises Schleswig-Flensburg beschäftigen wir uns auf unseren Tagungen konkret mit Um- und Rückbau im ländlichen Raum. Der Begriff »kirchliche Handlungsräume« umschreibt, wie der Kirchenkreis auf sinkende Einnahmen und Mitgliederzahlen zu reagieren versucht, indem man z.B. Vakanzen nicht nachbesetzt und Aufgaben gemeindeübergreifend erfüllt oder verlagert. Die Reizwörter

»Regionalisierung« und »Fusionierung« vermeidet man auf diese Weise geschickt, obwohl die Zielrichtung und die Auswirkungen wie z.B. Pfarrstellen- und Personalkosteneinsparungen deckungsgleich sind. Die Reaktionen aus den Gemeinden versprechen eine leidenschaftliche und kontroverse Diskussion auf der nächsten Synode!

1.3 Blick durch die »Landessynodenbrille«

Als Landessynodale der Nordkirche bin ich gleichzeitig Mitglied im synodalen Vorbereitungsausschuss zu der im September stattfindenden Themensynode »Zukunft der Ortsgemeinde« und mitverantwortlich für die Arbeitsgruppe »Kirche in ländlichen Räumen«. Das ist eine von zehn Arbeitsgruppen, die sich, immer unter der Überschrift »Ortsgemeinde«, mit verschiedenen Unterthemen befassen wie z.B. Kirche und Medien, Kirche in der Stadt, Haupt- und Ehrenamt etc.

Dass die Nordkirche dieses Thema auf die Agenda genommen hat, ist bereits eine Konsequenz aus der 2. Land-Kirchen-Konferenz, wo Jürgen Schilling resümiert: »Kirche in der Fläche gehört auf die Tagesordnung von Landes- und Kreissynoden.« Für die Nordkirche kann ich sagen: So weit sind wir schon!

2. Reflexion – Was ist bei mir »hängen geblieben«?

2.1 Impuls Professor Dr. Detlef Pollack

Aus der wissenschaftlichen bzw. religionssoziologischen Perspektive beschreibt Professor Pollack zunächst den »Istzustand« der Kirche im peripheren Raum, in dem gewachsene Strukturen wegbrechen. Wie kann man auf den Ab-, Um- und Aufbau der Kirche reagieren? An den folgenden drei Begriffen, auch im Hinblick auf die weiteren Schwerpunkte der Tagung, bin ich »hängen geblieben«:

– Kontaktverbreiterung

Bei Professor Pollack sollen sich religiöse mit nichtreligiösen Handlungsbereichen vermischen. Das heißt für mich: Kirche soll in Kontakt treten mit den nichtkirchlichen »Playern« in der Gemeinde wie Gemeinderat, Feuerwehr, Vereine etc.

Aber mit dem Grußwort auf der Jahreshauptversammlung ist es nicht getan. Wie können die Beteiligten auf Augenhöhe inhaltlich zusammenarbeiten? Wie gelingt Einmischung durch und Vermischung mit Kirche, ohne dass diese als bevormundend und moralisierend wahrgenommen werden?

– Vergemeinschaftung

Professor Pollack stellt die These auf, dass Menschen, die nach eigener Aussage »gläubig sind ohne die Kirche« es bei genauerem Hinsehen tatsächlich nicht sind. Glauben braucht Gemeinschaft.

Religiöse Sozialisation fand überwiegend in der kleinen Gemeinschaft der Familie statt. Heute ist das kaum noch der Fall und der Glaube »vererbt« sich nicht automatisch auf die nächste Generation. Wie kann trotz fortschreitender Individualisierung des Glaubens die Weitergabe von christlichen Traditionen in neuen, von der Kirche gestifteten Gemeinschaften gelingen?

– Verdichtungsräume

Ich habe verstanden, dass im sich leerenden ländlichen Raum Vereinzelung wächst, wenn immer weniger Gläubige immer weitere Entfernungen zurücklegen müssen, um auf den nächsten Gleichgesinnten zu treffen.

Besonders wenn es um »Unanschauliches« wie Glauben geht, so Professor Pollack, braucht es wechselseitige Stärkung, ein Sympathieumfeld und ein gewisses Maß an Professionalisierung durch Hauptamtliche.

Verdichtung (auch »regionale Pluralisierung«) heißt für mich, die vorhandenen Kräfte zu bündeln und gezielt einzusetzen, die Menschen über Gemeindegrenzen hinweg und über Projekte zusammenzubringen statt vor Ort Vereinzelte mehr schlecht als recht »rundum zu versorgen«.

Die eingangs erwähnten »kirchlichen Handlungsräume« kommen mir in diesem Zusammenhang wieder in den Sinn.

2.2 Impuls Bischof Dr. Andreas von Maltzahn

Bischof von Maltzahn stellt allem Handeln voran, dass man Kirche »vom Auftrag und vom Menschen her denken« soll und dann erst kämen Strukturen und Dienste. Kirche sei bereits im

Himmel gemacht und müsse nur noch »zur Welt kommen«.

Ist unser ganzes Bemühen um Gemeinde letztendlich vergeblich, weil man Gemeinde nicht »machen« kann? Haben wir zu wenig Gottvertrauen und klammern uns deshalb an Strukturen?

Durch die gemeinsame Arbeit im synodalen Vorbereitungsausschuss hatte ich bereits Gelegenheit, mich mit Bischof von Maltzahn's Sicht auf »Kirche in der Fläche« auseinanderzusetzen. Die teilweise sehr radikalen und mutigen Thesen haben mich deshalb nicht in dem Maße erstaunt und erschreckt, wie ich es bei einigen Konferenzteilnehmern wahrgenommen habe.

Vermassung und Vergreisung sind die Schreckensszenarien, die sich in Mecklenburg entfalten. Spürbare Überalterung der (wenigen) Kirchenmitglieder und Abwanderung der jungen Menschen gehen einher mit der massiven Veränderung des ländlichen Lebensumfeldes. Statt lieblicher Felder und Ackerbau: Maismonokultur und Handel mit Biomasse. Auf Kosten der Umwelt und der dort lebenden Menschen wird damit viel Geld verdient, aber vor Ort hat keiner was davon. Die Wertschöpfung wird anderswo abgegriffen. Warum sollten die Jungen dableiben? Ist Kirche vor Ort noch relevant, wenn keine Menschen mehr da sind?

Die Vorstellung vom Ende der Parochialversorgung in der Fläche, die Bischof von Maltzahn als eine Konsequenz in Mecklenburg ausmalt, ist für mich beängstigend, denn die Parallelen zu meiner Heimat sind allzu deutlich.

Da ist das Instrument der »Erprobungsregionen« vielleicht die letzte Chance dort, wo die Wege zu weit und die Handelnden zu wenige werden. Frei von der »lähmenden Erwartung des flächendeckenden Gemeindeaufbaus« entstehen im besten Fall neue »Gemeinden der Nähe« (oder »Verdichtungsräume«) mit pastorenunabhängiger Gemeindeleitung.

Wo selbst das sich nicht verwirklichen lässt, könnten »Gemeindeaufbaubiete« oder »Seelsorge- und Kasualgebiete« Ausdruck für Kirche in der Fläche werden. Wie ich Bischof von Maltzahn verstanden habe, sind »weiße Flecken« – im Sinne einer kirchlichen Präsenz allein im Bedarfsfall wie z.B. bei einer Kasualie – in Mecklenburg (und anderswo?) kein Tabu mehr.

Ich bin gespannt, was unsere Themensynode dazu erarbeitet und wie die Nordkirche und andere Landeskirchen diesen Weg weiterdenken.

3. Hospitation – Haupt- und Ehrenamt im Wandel

Im Kirchspiel Regis-Breitingen gingen wir der Frage nach: »Geht es auch ohne Pfarrer?«

Das Kirchspiel liegt im Abbaugebiet für Braunkohle, wo ganze Dörfer und auch Kirchen verschwanden oder umgesiedelt wurden. Wir besichtigten eine vom Tagebau geschundene Landschaft, in der die Menschen das, was noch übrig ist an Kirchgebäuden und christlicher Tradition, zu bewahren versuchen. In der Region Borna kümmern sich 120 Kirchenkuratoren um 65 Kirchengebäude, – eine riesige Herausforderung, besonders im Hinblick auf über längere Zeit vakante Pfarrstellen.

Ich war erstaunt, welche Kräfte dort freigesetzt wurden. Wenn noch Gottesdienste und kirchliches Leben stattfinden, dann fast ausschließlich in der Verantwortung von Lektoren und anderen Ehrenamtlichen. Neu war für mich das »Amt« eines Kirchenkurators, einer Kirchnerin oder eines Kirchenöffners, allesamt »Kümmerer« in der Kirchengemeinde mit einem bewusst kleinen, abgegrenzten Aufgabenbereich. Das reicht vom Öffnen und Schließen der Kirche über die Reinigung bis hin zur Kirchenführung. Möglichst viele Menschen übernehmen kleine Verantwortungsbe- reiche; auf diese Weise hat Kirche vor Ort viele Gesichter und niemand wird überfordert.

Unterstützt und weitergebildet werden die Ehrenamtlichen im Rahmen eines Projekts der Ehrenamtsakademie Sachsen zu Themen wie »Theologie des Kirchenraums«, »Struktur der Landeskirche«, »Kirchen als Zeugnisse des Glaubens«.

Dieses Projekt wurde von Pfarrer Dr. Heiko Franke vor Ort begleitet, zum einen als Wissensvermittler, Koordinator und Teambilder und zum anderen als Seelsorger und theologische Instanz. Letzteres wurde von den Ehrenamtlichen am schmerzlichsten vermisst, seit kein »eigener« Pfarrer mehr für sie da ist. Auf die Frage, ob es denn nun ohne Pfarrer ginge, bekannten unsere Gastgeber offen und ehrlich: »Der Hirte fehlt!« – denn sie sehen sich selbst eher als »Unterhirten«, die sich trotz eigener Kompetenz nach Vergewisserung und theologischer Zurüstung sehnen. Um die Kirchenbauten sei es gut bestellt, aber um die Seele nicht.

Unsere Gastgeber sorgten sich zudem darum, wer zukünftig die Arbeit weiterführen soll. Auf fünfzehn kirchliche Bestattungen käme eine Taufe.

Was passiert, wenn irgendwann auch diese »Gesichter« der Kirche vor Ort nicht mehr da sind? Ist hier die Angst vor »weißen Flecken« im oben genannten Sinne berechtigt?

4. Land-Café und Speakers' Corner

Beides diente dem regen Austausch und gegenseitigen Kennenlernen der Tagungsteilnehmer. Das Land-Café war der gute Rahmen, in dem man an den spannenden Erfahrungen aus den anderen Hospitationen teilhaben und mit den anderen Teilnehmern ins Gespräch kommen konnte.

Speakers Corner als Ideenwerkstatt: Kopieren erlaubt!

5. Perspektiven – Mehr Origami bitte!

Dr. Karin Berkemann: »Papierkirchen« – wie Architekten sich Kirche ausmalen und was wir davon haben

Dr. Berkemann eröffnete uns mit ihrem Vortrag neue Sichtweisen auf (Kirchen-) Räume und Bauwerke im Spannungsfeld zwischen Theologie und Architektur. Als ein Beispiel für moderne Kirchenarchitektur faszinierte mich die Autobahnkirche Siegerland, ein preisgekrönter sakraler Bau, der von außen einem Origami-Kunstwerk ähnelt.

Das zeltartig anmutende Innere lädt den Reisenden, den modernen »Autobahnnomaden«, zur Andacht und Besinnung ein. In Anlehnung an diese gelungene Verbindung von Tradition und Moderne ermutigte Dr. Berkemann uns und die Kirchengemeinden zu »mehr Origami, bitte!«

Ich habe gelernt: Autobahnkirchen nicht immer links liegen lassen!

6. Offene Fragen

Wie kommuniziert die EKD die hier erarbeiteten Ergebnisse in die anderen Ebenen, um das Thema auf Landes- und Kreissynoden (und in den Gemeinden) zu etablieren?

Was wird dafür getan, dass Stellen auf dem Land für zukünftige Pastorinnen und Pastoren attraktiv sind?

Wie verändert sich die Ausbildung der Pastorinnen und Pastoren im Hinblick auf die Besonderheiten der »Kirche in der Fläche«, z.B. im Vikariat und in der Begleitung im Pfarrdienst in den ersten Amtsjahren?

Brauchen wir zukünftig eine »Schnittstellenmanagerin mit theologischer Kompetenz«?

Wie gestalten wir das Verhältnis Haupt- und Ehrenamt angesichts der neuen Herausforderungen?

Wie bewältigen wir die vor uns liegenden Aufgaben mit weniger Menschen?

Was müssen wir lassen? Was dürfen wir lassen? 

Haupt- und Ehrenamt als heimliches Thema

Feedback aus der Perspektive der mittleren kirchenleitenden Ebene

Von Stephan Wichert-von Holten

Kirchenbilder – Lebensräume. 3. Land-Kirchen-Konferenz der EKD, Kohren-Sahlis, 18. - 20.6.2015

Ich fahre motiviert von hier fort, um motiviert fortzufahren.

Diese Land-Kirchen-Konferenz hat gut getan. Es hat gut getan, keine ermüdend bekannten regressiven »Beschwörungsformeln« anhören zu müssen. Es hat nie wirklich Freude bereitet noch geholfen, den Erhalt der Kirche auf dem Land in allen jetzigen und vor allem einstigen Formen möglichst im Jammerton des Benachteiligten herbei zu wünschen. Nicht jammern, sondern Hoffnungsgeschichten ins Leben bringen. Nicht, dass der kirchlich-ländliche Raum nicht jammern könnte, aber es zwingt ihn ja niemand dazu. Der Kirchenkreis Lüchow-Dannenberg, dessen Superintendent ich sein darf, fährt sehr erfolgreich mit der Formel: Nicht jammern, sondern Lösungen mitbringen. Das klappt in zwei Richtungen gut. In Richtung Kirchenleitung, der wir nicht zum moralsauren Problem werden, sondern zum Partner bei der Lösung. Und in Richtung der Gemeindeglieder und der Kirchenvorstände, die ja auch keine Lust und Kraft daraus gewinnen können, einem jämmerlichen kirchlichen Rest anzugehören. Auf diese Weise ist aus vielen positiven Erfahrungen der Kirchenkreis zu einem »Pilot-Kirchenkreis« der Landeskirche Hannovers geworden. Gut, auch uns hat die Not erfinderisch gemacht, aber nicht ängstlich.

Diese 3. Land-Kirchen-Konferenz hatte in diesem Sinne viel Ermutigendes für Alltag und Planung. Es war erstaunlich, dass das Thema »Geld« in allem die eigentliche Peripherie in den Beispielen und Diskussionen ausmachte. Eigentlich kein Wunder, denn mit Geld lösen wir die Probleme nicht, vor denen wir im ländlichen Raum stehen. Das verherrlicht nicht den Mangel und leugnet nicht den Segensentzug durch ungerechte Finanzplanungen in den Landeskirchen.

Das Land hat scheinbar andere Probleme: Attraktivitätsdefizite, Mangel an Menschen, komplexe ekklesiologische Grundfragen, wie die nach der Parochie und der Beteiligung der »Anderen«, wenn man denn »Kirche für Andere« sein möchte.

Mein Eindruck aus dem Vortragen, den Seitengesprächen, der »Speakers' Corner« und den präsentierten Projekten ist: Die Kirche auf dem Lande hat sich längst aufgemacht, ihre eigenen ekklesiologischen Probleme selbst zu lösen. Man sucht nicht mehr nach neuen Nägeln, um die alten, uns entgleitenden Kirchenbilder immer und immer wieder an den ewig gleichen staubumschwärzten Stellen an der Wand des Traditionsgebäudes aufzuhängen. Es war ermutigend, dass das »Kirchesein« im »Kirche sein« als ein Wert zum Vorschein kommt, der uns Wertschätzung von außen, von denen, die auch ohne Kirche leben könnten, einträgt.

»Uneigennützig« ist für mich das Wort der Tagung.

»Uneigennützig« stünde uns bestimmt auch gut an, wenn wir gemeinsam über die Grundfesten landkirchlicher Existenz nachdenken. Das ist hier geschehen. Die Parochie stand in der Diskussion, das Ringen um das Verstehen der Selbstaussage »Kirche soll im Dorf bleiben« und die Frage: Wie gehen wir mit Gemeinden um, die uns die Kräfte rauben, ohne sich entwickeln zu wollen. Das ermutigt, dass man nicht mehr über das Geld redet, sondern über Aspekte der Heilsökonomie. Dort, wo diese Wertschätzung gegenüber kirchlichen Aktionen vorkam, waren die Akteure nicht davon geleitet, die Gottesdienstbesucherzahlen zu erhöhen oder gegen den Trend zu wachsen. Mission funktioniert längst anders. Das sollte uns eigentlich nicht mehr überraschen, sagt doch die neueste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD ganz deutlich, dass Kirche durch die Steigerung der Qualität ihrer Aktionen keine zusätzlichen Mitglieder gewinnt.

Sind wir also bei der alten Einsicht angelangt, dass »anders nicht immer besser, aber besser immer anders sein muss«? Nein, mir begegneten Menschen, die mutig wie Liebende das Thema Kirche auf dem Land betrachten und gestalten wollen. Die Öffnung der Konferenz für ehrenamtlich Verantwortung Tragende hat das scheinbar befördert.

Das korrespondierte auf der Ebene »Akteure« mit den Beispielen. Überraschend in dieser Richtung war die Zeitungsankündigung einer Pfarrerin, die

mit einem Glaubenskurs in Hochglanz scheiterte, aber mit ihrem pastoralen »Ich« Erfolg hatte: **»Ich möchte Lebenszeit mit Ihnen teilen.«** Früher hätten die Bauern in meiner Gemeinde darüber gelacht. Heute trifft sie das ins Herz. Ist das die neue rurale Sprache unserer Zeit? Wir finden in der Antwort auf dieses Ich-Angebot die Sehnsucht der Menschen wieder, die sie auf dem Land zu stillen versuchen: Gemeinschaft, Lebensqualität, Entschleunigung, eine mitlebende Gemeinde, die übersetzt und erlebbar macht, was diese Begriffe im Landleben bedeuten. Ausbildungsziel: Hermeneutik und Deutekompetenz.

Die Praxisbeispiele waren so wunderbar normal, dass die aus dem Evangelium heraustretenden Aufgaben für die Kirche auf dem Land nicht schemenhaft blieben.

Die Kirche auf dem Land lebt von ihrem Auftrag her: Gehet hin ... in alle Lande ... macht Jüngern und Jünger ... ich bin bei Euch ... bis an der Welt Ende. Als Landkirchenmann übersetze ich es für mich so: Aufbruch ohne schweres Gepäck ... sich von der Weite der Fläche nicht schrecken lassen ... Beteiligungskirche und berufliche und ehrenamtliche Kollegialität einüben ... wie Christus in Galiläa in der Mitte unter den Menschen sein ... auf Abschiede mit Hoffnung und Trost eingestellt sein.

Dank der jungen Pastorin aus der Beispielgemeinde Gersdorf tritt noch ein weiterer Aspekt hervor. Zur pastoralen Aufgabe gehört, den Kairos, den mächtigen, unverfügbaren Moment zu erkennen, an dem Umkehr durch Begegnung mit den anderen Akteuren im Dorf möglich ist.

»Hier sind wir Kirche mit anderen«, sagte sie in die Runde aus Bürgermeister, Schule, Landwirtschafts-GBR und anderen.

Vielleicht, so denke ich manchmal, steckt hinter dem »Kirche-für-Andere« sein zu wollen, eine Verführung, Verkürzung oder ein Missverständnis.

Wie sehr wird die Kirche auf dem Land ihre Zukunft darin finden müssen, »Kirche mit Anderen« zu sein oder zu werden?

In den Tischrunden zur Auswertung der Praxisbesuche flackerte im Hintergrund diese Frage immer wieder kurz auf. Jedenfalls die Versorgungskirche, die wir immer noch denken, kennt den Kairos nicht als christliche Begabung, sondern nur als soziologischen Zufall. Danke dem

Soziologen, dass er dazu den passenden Vortrag hielt. Wir leiten üblicherweise aus Matthäus 28, dem Missionsbefehl, einen Auftrag zum Weiter-so, Mehr-Werden und Durchhalten ab.

Dass wir das so nicht mehr verstehen können, weil wir schlicht »nicht mehr können«, haben wir doch längst verstanden. Es ist in den ersten beiden Dokumentationen zu den Land-Kirchen-Konferenzen nachzulesen, wie erschöpft oder durch die Ressourcen begrenzt oder als Volkskirche von der Gesellschaft nicht mehr hinreichend akzeptiert wir sind.

Die Praxisbeispiele haben gezeigt, dass die Kirche auf dem Land dazu übergegangen ist, sich ihre Zukunft eigenständig zu ertasten.

Einen Auftrag aus der Kirchenleitung zum Kirche sein und bleiben auf dem Land gibt es m. E. in keiner Landeskirche. Mehr schon gibt es eine neue Anerkennung der landkirchlichen Arbeit, die ihre Motivation aus der ländlichen Mitglieder Mehrheit schöpft. Im Kirchenbild dafür findet sich noch zu oft eine Form verirrter Vorstellungen einer ruralen Idylle.

Es wäre schön, wenn ich mich hier irren würde, denn angesichts der Herausforderungen unserer Kirche sollte jedes kirchliche Arbeitsfeld sagen können, wozu es in Gottes Namen gut ist und woran es sich nicht mehr abarbeiten muss.

Ein Auftrag – eine missio – würde dabei helfen, den Dehnungsstress mit den Wenigen, die für viel Raum da sein wollen, zu lindern. Entrümpelungen und das Müssen beschränken, sogar das Wollen konzentrieren wären schöne Tatmotive bei einer solchen Aktion.

Gesandt sein mit einer Aufgabe trägt etwas Erlösendes in sich – nämlich die Aspekte des Leistbaren und die Auswahl und Ausrüstung mit den geeigneten Mitteln und Menschen.

Immer noch kann aber kaum einer sagen, was das spezifische Können für die kirchliche Arbeit auf dem Lande ausmacht. Oder doch?

Was ist eigentlich unser Problem?

»Das ist doch nicht neu«, stöhnte es manchmal neben mir. Irgendwie, irgendwo haben wir landkirchlichen Insider das alles schon einmal gehört. Manchmal öfter, nicht selten von uns selbst. Mir

geht es jedenfalls so. Nun, Wiederholungen sind pädagogisch wertvoll. Man hat erst etwas verstanden, wenn man es acht Mal gehört hat und wenn zwischen dem Hören und dem Wiederhören sechs Stunden liegen. Der pädagogische Effekt der Einsicht kehrt sich aber um, wenn man etwas zu oft hört, das Handeln daraus aber ausbleibt.

Das Problem der Kirche auf dem Land scheint mir die Ermüdung an den Einsichten zu sein, die ohne Konsequenzen bleiben.

Zum Beispiel weil Synoden sie nicht umsetzen, immer noch nach dem großen Wurf gesucht wird, man die Verschiedenheit der ländlichen Räume als entschuldigendes Argument missbraucht oder als einziges Steuerungselement kontrollgeneigte Zielvereinbarungen und quälendes Qualitätsmanagement eingeführt hat, das die Akteure so sehr beschäftigt, dass sie nicht mehr zum Arbeiten kommen. Letzteres ärgert den ländlichen Pragmatiker bis ins Mark.

An der Stelle stöhne ich mit.

Ich habe etwas Furcht vor einer Ohnmacht vor den eigenen Entdeckungen. Wir hören irgendwann nicht mehr, was wir immer wieder hören. Den Vortrag von Professor Pollack mit den »unwissenschaftlichen Empfehlungen« und die »Mirreicht-es-langsam-Werkstatt« des Bischofs Dr. von Maltzahn waren schöne Versuche, den lähmenden Einsichten zu entkommen. Vielleicht deshalb haben beide so viel vom »Hinhören« als Grundvoraussetzung für die kirchlich rurale Praxis geredet.

Farbtupfer und Landmarken

Beim eigenen Hinhören habe ich einige Gedankensplitter aufgegriffen, die wie Farbtupfer auf einem sich andeutenden Kirchenbild wirken und Landmarken in die erschöpfende Weite des Landes hinein zu zeichnen helfen könnten. Oder weniger lyrisch gesagt – ich nehme mit:

■ **»Kirche für andere« ist »uneigennützig«.** Jedenfalls auf der Seite der handelnden Kirchenakteure. Das hat die »Anderen« in und jene fern von der Kirche beeindruckt.

■ Wenn ein Mehrgenerationenhaus, wie in einem Beispiel, seine Ehrenamtliche bezahlt, ist das kein die Kirche bedrohender Kulturverlust am Ehrenamt, sondern zuallererst ein Unterschied zwischen Kirche und Welt. **»Kirche für andere« ist**

eben auch anders als die Anderen! Die Nachfrage war hilfreich: Man wollte, dass auch diejenigen sich ehrenamtlich engagieren können, die dafür keine finanziellen Mittel haben.

■ Es scheint ein Irrtum zu sein, die Kirche auf dem Land nur von den Gemeindegliedern oder der Gemeindegliedergewinnung aus zu denken. **Wir waren etwas überrascht, dass fast jeder von Menschen zu berichten wusste, die sich kirchlich engagieren, aber gar nicht in der Kirche sind.** In »meinem« säkularen Kirchenkreis mit vielen bunten Lebensentwürfen und viel Zuzug aus städtischen Ballungszentren schätze ich den Anteil der Mitarbeitenden in unseren Gemeinden auf ca. 20 Prozent.

Es wäre doch eine peinliche missio, die nur die erreicht, die sie schon erreicht hat. Die Prägestkraft des Evangeliums erreicht auch die, die nicht Kirchenmitglieder sind und gar nicht daran denken einzutreten. Sie sind Gäste in der Institution mit Akzeptanz bis hin zur Identifikation. Halten wir das aus?

Verrückt dabei ist doch, dass uns ein »non salus extra ecclesiam« als mahnender Finger nicht weiterhilft. Denn das Verwirrende ist, dass diese »Gäste« ihr Heil ja gerade in der Kirche finden oder ihm zumindest begegnen.

In der »mitlebenden Kirchengemeinde« fühlen sich immer öfter »mitlebende Nichtgemeindeglieder« angesprochen. Das »Mitleben« als Elementardefinition für die Kirche auf dem Land funktioniert scheinbar sehr gut. Nur sind weder Dorf noch Kirche eine Zwangsgesellschaft.

Die Konsequenzen haben sich verändert. Sie gehen nicht selbstverständlich in Mitgliedschaft über, aber bilden und erhalten Akzeptanz und Interesse. Nur Menschen, die das Christentum akzeptieren und sich für Kirche interessieren, transportieren die Art von Erfahrung, die vielleicht erst ein, zwei Generationen später wieder zur Kirchenzugehörigkeit führen kann.

■ Dazu: Wenn Professor Pollack recht hat und der **Glaube ausschließlich in der Familie entsteht**, dann sollten wir uns über die entfernten Verwandten freuen, die ihre guten Erfahrungen weitergeben, auch wenn sie selbst auf Distanz bleiben. Die Enkel werden so an ihrer Neugier nicht gehindert. Übrigens klappt das doch schon längst, oder könnten Sie nicht von Konfirmanden und Konfirmandinnen erzählen, die sich trotz elterlicher Gegenwehr zum Unterricht anmelden?

»Also von mir hat er das nicht«, kommentierte einmal ein Vater einen solchen Ausrutscher seines Filius.

■ Dazu der Soziologe: Individualismus, also auch religiöse Autonomie, kommen ohne den Schutz und die **Ermöglichung durch die Gemeinschaft** nicht aus. Man hat nur seinen »eigenen Glauben«, wenn die anderen auch einen haben und auch die Form dazu.

Professor Pollack: »**Das Unanschauliche** ist auf die soziale Bestärkung« angewiesen, die sich nur in der Gemeinde und – im Ringen darum, was das Unanschauliche ist – nur in der Kirche findet. Kirche ist und bleibt **Beziehungsarbeit**.

■ Vielleicht fehlen uns die **Ideen von Familie für ein künftiges Kirchenbild auf dem Land**. Vielleicht ist der Archetypus Familie der einzige verlässliche Rahmen, in dem Glauben, Hoffen und Lieben in die Welt kommen können. Natürlich ist auch Gemeinde immer als Familie gemeint, liebe Brüder und Schwestern. Das derzeitige Kirchenbild leidet ja nun einmal unter dem Wegbrechen der ländlichen Großfamilie, die am sonntäglichen Frühstückstisch bestimmt, wer diesen Sonntag die Familie im Gottesdienst vertritt. Der periphere ländliche Raum leidet unter dem Weggehen der Jungen und auch der Alten vor der Pflegebedürftigkeit. Als Kirche fehlen uns mancherorts schon beide: die Oma auf der Bettkannte und das Kind in den Kissens.

Da zeichnete sich für Sekunden im Vortrag von Professor Pollack ein Familienbild an die imaginäre Kirchenwand, das nicht auf den traditionellen Familienaufstellungen beruht, sondern auf der Beauftragung zur gemeinsamen Lösung individual-biographischer Herausforderungen.

Wie sehr hängt das Kirchenbild am Familienbild? Dazu fiel mir gleich ein: Christus hat unter dem Kreuz nicht um seine Mutter getrauert, er hat sie und Johannes aneinander gewiesen: Das ist nun dein Sohn, sie ist nun deine Mutter. Welche Rollen und Funktionen entsprechen einem Kirchenbild, das sich als Heilige Familie (Gemeinschaft der Heiligen) begreift und sich als Gemeinde findet? Wie ist es also um die Deutekompetenz unserer kirchlichen Mitarbeitenden in den Dörfern bestellt?

■ Für die Kirche im Osten und im Westen stellt sich das Problem nebst aller Unterschiede doch ähnlich akut dar: Die Kirche gehört nicht mehr zur Familie.

»**Keiner kann sich ein Dorf ohne Kirche vorstellen. Daraus haben wir etwas gestrickt**«, tönte es fröhlich von der Speakers-Corner-Kiste. Teile des Kirchplatzes und der Kirche wurden tatsächlich umstrickt. »Wer etwas sichtbar machen will, muss es zuerst verhüllen.« So lautete das Fazit der Aktion – Joseph Beuys lässt grüßen.

Im Osten haben die Menschen »vergessen, dass sie die Kirche vergessen haben«. Im Westen etabliert sich die Antikirchlichkeit und gibt sich eine Gestalt. Sollten wir nicht ein Interesse daran haben, dass es nicht zu einem »aus den Augen – aus dem Sinn« der Kirche im Dorf kommt? Es darf nicht gering erachtet werden, dass es scheinbar gegen diesen Trend gelingt, gerade auf dem Land die Unbeteiligten zu beteiligen. Das ist kein »Wachsen gegen den Trend« (Härle), aber es ist mindestens genauso wichtig, vielleicht sogar ehrlicher.

■ Beteiligung statt Mitgliedschaft zu denken, macht eine ekklesiologische bzw. eine System-Wende nötig, die wir vielleicht nicht denken können oder besser gesagt: gar nicht erst denken wollen. Von Räumen für diese Wendeversuche sprechen die **Erprobungsräume auf dem Land**, wie sie Bischof von Maltzahn vorgedacht hat. Dahinter höre ich die Frage: Wann erkennen wir endlich an, was bereits gelebte Praxis der Kirche auf dem Lande ist, nämlich der Abschied von der Parochie als einzig definiertem Raum der Nähe. Das pastorale Präsenzproblem gilt es mit oder ohne Parochie zu lösen. Übrigens: In den ländlichen Problemzonen dünnen auch die engagierten Ehrenamtlichen aus. Längst verteilen sich die Aufgaben und Gaben auch unter ihnen auf immer weniger Schultern.

■ Dazu passt: **Eine Gemeinde ohne Pfarrerin oder Pfarrer als »pfarrerlose Gemeinde« zu denken ist eine Versuchung**. Meist entpuppt es sich als ein kleiner Etikettenschwindel, denn häufig werden doch »nur« Vakanzen überbrückt. Die Entwicklungsfähigkeit von Gemeinden von der Vorhaltung einer Pfarrstelle abzukoppeln ist ein interessanter Versuch, aus einer pfarrstellenbezogenen Schicksalsgemeinschaft eine Partnerschaft mit Zukunft entstehen zu lassen. Man könnte auch ein Kirchenbild entwerfen, das von der Kollegenschaft zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen getragen wird. Ach ja, das haben wir »Evangelischen« ja schon! Warum gelingt es dann aber so wenig?

Der Pfarrer oder die Pfarrerin ermöglicht den Ehrenamtlichen eine Kirche der Beteiligung und

die Beteiligten ermöglichen dem Pfarrer bzw. der Pfarrerin die Beziehungsarbeit, die Kirche zur Wahrnehmung ihres Auftrages braucht. Dazu müsste man wohl die Entwicklungsfähigkeit von Pfarrstellenplanung und die der Gemeindeentwicklung voneinander abkoppeln. Das wäre jedenfalls besser, als Gemeinden nur deswegen zu fusionieren, weil auf Dauer die Pfarrerin oder der Pfarrer fehlt. **Grundvoraussetzung wäre wohl die Kollegialisierung auch der Hauptamtlichen untereinander.** Denn nichts entlastet Ehrenamtliche mehr als das Vorbild einer funktionierenden, vertrauensvoll freundlich arbeitenden Dienstgemeinschaft, die sich gegenseitig stützt. Auch Ehrenamtliche können in anderen Ehrenamtlichen Kollegen haben, die sie stützen und als »consolatio fratrum« begleiten. **Regionalisierung ist ohne Kollegialisierung eine strukturidealisierte Blase,** die mit Luft und nicht mit einem neuen Geist gefüllt ist. Wir durften ein Beispiel guter regionaler Arbeit sehen und sahen die leuchtenden Augen der Protagonisten, als sie davon erzählten.

■ **Die Beziehung zwischen Haupt – und Ehrenamtlichen wurde zum heimlichen und zum unheimlich wichtigen Thema der Tagung.** Es ist vielleicht ein Fingerzeig dafür, dass die, die die ländlichen Räume mit Engagement füllen, auch das Motiv und den Rahmen des Kirchenbildes mit in Form bringen sollten. Das ist eine gemeinsame Aufgabe. Ich möchte behaupten, dass heute das, was einmal für die beruflichen Mitarbeitenden gesagt worden ist, längst auch für die leitenden und in der öffentlichen Wahrnehmung stehenden Ehrenamtlichen gilt: Kirchliche Mitarbeitende sind der Archetypus für das Symbol der Anwesenheit Gottes unter den Menschen.

Welche Lösungen habe ich gesehen?

Kirchenbilder entstehen im lebendigen Raum, im Vollzug des kirchlichen Lebens, das sich der **Veränderungsbereitschaft** stellt, zu der Paulus stetig aufruft: Ein neuer Mensch werden in Christus trägt überraschenderweise in sich die Konsequenz, auch eine neue Kirche zu werden – »ecclesia semper reformanda«. Das Kirchenbild formt sich aus den Menschen, die es leben zum Guten und zum Schlechten. Wie auch anders! – Formt sich doch Kirche immer um den menschgewordenen Christus in ihrer Mitte.

Wir brauchen also Strukturen, die Menschen sich aneignen können, um einem Kirchenbild Leben einzuhauchen. Wenn sich die Strukturen aber die Menschen aneignen, dann brauchen wir jene Strukturen nicht mehr. Das wäre ein Ausschluss-

kriterium. Diesen Strukturspiralen zu entkommen und Menschen in den Kirchengemeinden dazu zu befähigen, sich die gerade etablierte Struktur so anzueignen, dass sie daraus gestalten, anpassen und eigenständig weiterentwickeln können, braucht Zeit, weil man es einüben muss. Man braucht auch Zeit, aus Fehlern zu lernen, was ein allzu schneller Strukturwandel verhindert. Auch das Gute zu finden braucht Zeit. Darüber nachzudenken hatten wir leider zu wenig Zeit.

Vielleicht hat der ländliche Raum diese Zeit nicht mehr?

Wie ist das nun mit den Räumen?

Ermutigend empfand ich die Konzentration auf das Mögliche. Das Beispiel von den vier Gemeinden, von denen die eine noch nie den Freudenfunkten des Evangeliums in sich trug und auch nach sieben Jahren Defibrillatoreinsatz nicht lebendiger wurde, hat die Kraft für alle verbraucht. Dem verlorenen Schaf nachgehen, ja! Vom selbstverliebt dahin trödelnden Schaf aber erzählt leider kein Gleichnis. Der Vorschlag aus der Runde war entsprechend: »Lasst die Toten ihre Toten begraben.« (Mt 8,22) Ich werde davon einem Pastor im meinem Kirchenkreis erzählen, der sich an einer seiner Gemeinden bis zum Zahnfleischbluten abarbeitet. Kann es sein, dass man manche Dorfkirchengemeinden besser betreut, indem man nicht hinget und stattdessen die entwickelt, die es wollen? Hinter diesem Aspekt steckt für mich die Frage: Wie geduldig sind wir, wie viel Freiheit geben wir der Kirche vor Ort außerhalb von generalisierten Strukturen, sich unterschiedlich ihre Form zu suchen, sich unterschiedlich schnell zu entwickeln. Lehren wir diese Freiheit? Und welche Maximen begleiten sie?

Die Potentiale der Kirche auf dem Land wachsen immer dort, wo die Akteure »zur Freiheit befreit« sind (Gal 5,1). Das ist ein aktiver, wilensgeleiteter Prozess. Dessen Grundsatz ist: Unterschiedliches auch unterschiedlich zu behandeln. Es allen auf gleiche Weise recht zu machen, ist keine biblische Idee.

Eigentlich haben wir nur hier über »**periphere Räume**« gesprochen, aber wir haben zu wenig berücksichtigt, dass sie dadurch gekennzeichnet sind, dass sie ihre Zukunft eben nicht aus der Entwicklungsfähigkeit, sondern aus der Entscheidungsfähigkeit beziehen.

Zwei Vorschläge für mögliche Themen künftiger Land-Kirchen-Konferenzen:

1. Klärung der Frage: Welche aktive Form kann die Kirchenmusik am Zusammenwirken von Regionen haben? Wenigstens in einem Praxisbeispiel kam dies als Problemanzeige auf.

2. Kirchliche Berufe für den Dienst auf dem Land ausbilden – vom Zufall zur Strategie. Es wäre hilfreich, alle Berufe im Verkündigungsdienst zu bedenken. 

Selbstwachsend!

Andacht zur Eröffnung der 3. Land-Kirchen-Konferenz mit Vorstellung der gastgebenden Kirchenbezirke

Von Matthias Weismann

Kirchenbilder – Lebensräume. 3. Land-Kirchen-Konferenz der EKD, Kohren-Sahlis, 18. - 20.6.2015

Herzlich heiße ich Sie zur 3. Land-Kirchen-Konferenz der EKD in der Sächsischen Landeskirche, in der St. Gangolf Kirche in Kohren-Sahlis, willkommen. So wie der Heilige dieser Kirche Ihnen möglicherweise nicht auf Anhieb bekannt ist, seine Geschichte aber durchaus eine besondere ist, so wird Sie möglicherweise vielleicht auch die eine oder andere Entwicklung in Sachsen und in unserer Kirche die eine oder andere Augenbraue etwas erstaunt anheben lassen. Aber dazu treffen wir uns ja, um neben Vertrautem Neues wahrzunehmen, um nachzufragen, um etwas besser zu verstehen, insbesondere auf dem Land.

Das Leipziger Land, wie der Name schon vermuten lässt der Kirchenbezirk um Leipzig herum, das Leisnig-Oschatzer Land im Osten und das Geithainer Land im Süden bilden eine der besonderen Regionen in unserer Landeskirche. Kirchlich einigermaßen fröhlich liberal aufgestellt, gehen wir im Süden in Richtung Rochlitz-Glauchau ziemlich zügig in »bekenntnisverfestigtere« Regionen über bis in das legendäre Erzgebirge.

Unsere Region ist von viel herrlicher Landschaft, von wunderbaren und auch beschwerlich weiten Flächen und nunmehr auch geschichtsträchtig vom sächsischen Lutherweg durchzogen. (Hier hat wirklich die lutherische Musik gespielt, als man sich in der Dresdner Residenz noch lange mit Irrtümern beschäftigte.) Hier zählen wir – dem auch geistlich reichen Erbe der Väter geschuldet – allein in unserem Kirchenbezirk Leipziger Land 157 wunderschöne, meist gut erhaltene Kirchen. Wunderbare Lust und Last heute! Die Ihnen hinlänglich bekannten Probleme, insbesondere für Kirche auf dem Land, kennen wir gut.

Die Zahlen unserer Kirchenglieder sind leider ziemlich überschaubar geworden. Aber gerade das ist vielleicht ein Grund für manches Bewegende. Zum Leipziger Land gehört auch der Bergbau mit seinen gravierenden Folgen. 23.000 Menschen mussten im Leipziger Tiefland deshalb umgesiedelt werden. Die Region wurde umge-

pflügt. Gesellschaftliche Verhältnisse haben sich gravierend gewandelt. Inzwischen hat sich die Natur weitgehend erholt. Ein einzigartiges Neuseeland ist entstanden. Wir sagen: Die Heimat ist in Bewegung geraten.

Zeichenhaft ist auch die Kirche in Bewegung geraten. Möglicherweise haben Sie vor acht Jahren davon gehört, dass wir die Kirche tatsächlich bewegt haben: von da, wo man sie nicht mehr brauchte, nach dort, wo man sie wollte, nämlich die Heuersdorfer Emmauskirche aus dem inzwischen abgebaggerten Ort ins 12 km entfernte Borna. Borna ist im Übrigen auch die Ephoralstadt.

Wir freuen uns sehr auf Sie, sind gespannt auf alle Begegnungen und beginnen diese im Namen unseres Herrn hier in der Kirche.

Markus 4,26-29

»Und Jesus sprach: Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und aufsteht, Nacht und Tag; und der Same geht auf und wächst – er weiß nicht wie. Denn von selbst bringt die Erde Frucht, zuerst den Halm, danach die Ähre, danach den vollen Weizen in der Ähre. Wenn sie aber die Frucht gebracht hat, so schickt er alsbald die Sichel hin; denn die Ernte ist da.«

Wir wären gern ein bisschen besser. Im Allgemeinen. Und auf dem Land besonders. Da schwimmen uns sogar die derweil regionalisierten Felle weg. Wenn wir uns wenigstens sicher wären, gute Pfarrer zu sein: fleißig, einfühlsam, wirksam, umsichtig, voller Ausstrahlung, also optimal das Richtige tuend. Ist es nicht normal, auch ein wenig Erfolg haben zu wollen?

Nicht nur wir, auch die ganze Kirche. Und wenn dafür sogar ein Wachsen gegen den Trend beschworen werden musste! Was dummerweise aber wohl nur bei Bauchumfängen geht. Für was fahren wir denn zu Tagungen?!

Wir sind uns nicht so ganz sicher, ob es nur die Umstände sind. Wir kennen ja auch unsere Unzulänglichkeiten ganz gut. Und vom Zeitgeist lassen wir uns allemal betören, am liebsten von Beispielen aus anderen Lebensvollzügen beeindruckt. Da lassen wir schon mal Gottes Wort links liegen.

Klar wissen wir, dass *wir* es nicht wachsen lassen können. Es bringt in der Gemeinde ebenso wenig wie im Garten, ständig an den Pflanzen zu ziehen. Wir lesen Fachliteratur, analysieren Tag und Nacht, wissen von allen Widrigkeiten der Großwetterlage, den Megatrends, denen auch wir ausgesetzt sind – und wollen es trotzdem nicht wirklich wahrhaben.

Deshalb in aller Bescheidenheit dieser geistliche Grundton zu Beginn. Was Jesus da sagt, ist etwas Wesentliches. Es wird jedoch vom Erfolgreichen genauso oft überhört wie vom Erfolglosen: von jenem aus eigener Selbstüberhebung, von diesem aus Überbewertung eigener Schwachstellen; beiden gemeinsam kostet es gewöhnlich die Gelassenheit.

Anstatt gottergeben (in positiver Bedeutung) abwartend und vertrauend das Nötige und Mögliche zu tun, tapen wir zu gern in bereitgestellte Fallen neben dem Feld. Allein an jeder der vier Ecken des Feldes kann man eine sehen. Ich will kurz an sie erinnern, ehe wir uns auf das weite Feld einer Land-Kirchen-Konferenz begeben.

1. Da ist die Wachstumsfalle. Unser höchstproblematisches Wirtschaftssystem suggeriert uns offensichtlich bis in den Schlaf, dass nur gesund sei, was wächst. Aber Reifen ist noch etwas anderes als wachsen. Und ist es nicht gelegentlich auch ein Segen, wenn etwas nicht (mehr) wächst? Auf jeden Fall können wir es nicht wachsen lassen. Wir können es nur wachsen lassen. Insbesondere ein Gärtner des Herrn sollte das nicht vergessen. Und wenn es nun Gottes Wille ist, dass eine Weile (hier) nichts wächst, sondern etwas anderes dran ist, was wir bloß nicht so gern annehmen? Wir ändern lieber Rechenbezugsgrößen und flüchten uns in Eventpurzelbäume als uns in geistlicher Gelassenheit zu üben und einfach das Nötige zu tun. Das Nötige, das im Übrigen von der Not kommt, in der sich genug Menschen befinden.

2. An der anderen Ecke lauert die Optimierungsfalle. Also: Weil wir so lahm, so unflexibel sind, unsere Arbeit so suboptimal, unsere Struktur so katastrophal, kurz: Weil wir auf so vielen Gebieten einfach nicht taff sind, treten die Leute eben aus bzw. nicht ein. Zu den meisten Milieus unserer Gesellschaft finden wir nicht wirklich Zugang. Es sei kein Wunder! – Das nagt, das trifft, das macht krank.

Aber selbst wenn ich ausreichend Gründe für Kritikpunkte auf Lager habe – es stimmt nicht. Obwohl wir wissen, wie vieles sich völlig unabhängig von uns gravierend anders entwickelt (hat): Was wir da veranstalten, organisieren, möglich machen, spezialisiert beleuchten und begleiten, auch qualitativ evaluieren, das geht auf keine Kuhhaut. So etwas hat man früher gar nicht gemacht. Sehen Sie sich alte Gemeindebriefe an, lesen Sie mal Predigten aus den fünfziger Jahren, und wenn Sie einmal so einen alten Pfarramtskalender eines nebenbei bienenzüchtenden Altvordere in die Hände bekommen ...

3. Da ist drittens die Effektivitätsfalle. Was bringt was? Events – die Presse muss schon berichten! Druckerzeugnisse, mit denen man im Tausenderpack weltweit die Rundordner beglückt, müssen schon sein! E-Mails mit sämtlichen Hintergrundanhängen unter CC an alle! Einzelgespräche, Seelsorge, Nachgehen, Graswurzelarbeit – wenn das nicht flächendeckend mit schwerer Technik möglich ist ...! Also, wir müssen schon genau sehen, wo wir was, wie und warum einsetzen. Schon deshalb sind Strukturumschichtungen unser tägliches Brot. Allerdings unerbeten!

4. Und da sind wir auch gleich bei der Aktivitätsfalle, um nur einmal die ersten vier zu nennen. Lieber irgendetwas machen als nichts! Und das tun wir dann auch fleißig. Fleißig sind wir alle schon. Wie viel Unfug wohl dabei ist?

Besuchen, wahrnehmen, gemeinsam fragen und sich dabei in die Augen sehen, das ist schon besser. Wie gesagt, es ist ein weites Feld! Markus 4 sollten wir dabei aber niemals locker überlesen. Es ist Gottes Sache, was und wann etwas wächst!

Nicht, dass wir nichts verändern und überdenken sollten. Dazu treffen wir uns ja. Es ist schon so, dass wir allemal zu versuchen haben, das Unorganisierbare zu organisieren, wie es Armin Nassehi in seinem Buch »Warum sich Kirche so leicht, religiöse Praxis aber so schwer reformieren lässt« einmal formuliert hat.

»Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und aufsteht, Nacht und Tag; und der Same geht auf und wächst – er weiß nicht wie. Denn von selbst bringt die Erde Frucht, zuerst den Halm, danach die Ähre, danach den vollen Weizen in der Ähre.«

Schauen wir mal! Das sollten wir dann aber auch. Amen.



Sehen, wahrnehmen, würdigen, was da ist!

Predigt zu Markus 6,37-41 im Abendmahlsgottesdienst am 18. Juni 2015

Von Oberlandeskirchenrat Dietrich Bauer

Kirchenbilder – Lebensräume. 3. Land-Kirchen-Konferenz der EKD, Kohren-Sahlis, 18. - 20.6.2015

Liebe Gemeinde!

»Es ist öd hier und der Tag ist bald vorüber.«

Damit ist nicht Kohren-Sahlis gemeint. Nicht unsere Land-Kirchen-Konferenz. Nicht Kirche auf dem Land.

Sondern gemeint sind: Meine Bilder, meine inneren Leitvorstellungen über Kirche. Besonders auf dem Land. Wenn ich an »Kirche auf dem Land« denke, dann gibt es einerseits: Idylle. Untergehende Sonne, Glockengeläut, Plausch am Gartenzaun. Oder eben andererseits: Sorgen. Ein überspanntes parochiales Netz, das zu zerreißen droht. Viele Dörfer, wenig Mitarbeiter. Viele alte, wenig junge Menschen. Weite Wege, wenig Arbeitsplätze.

Wenn Jesus zu seinen Jüngern sagt: »Gebt ihr ihnen zu essen«, dann fällt mir auch nur die Antwort ein: Von was! Zweihundert Silbergro-schen! Etwas mehr ist zwar im landeskirchlichen Haushalt eingestellt. Das reicht dennoch nicht, um Pfarrstellen in den Dörfern zu halten. So, wie von den Gemeinden gewünscht. Ebenso zu wenig Kirchenmusik und Gemeindepädagogik. Die Kirchgemeinden auf dem Land hätten allen Grund, in das Sorgenlied einzustimmen: »Es ist öd hier und der Tag ist bald vorüber«.

Jesus stimmt weder in das Sorgenlied seiner Jün-ger ein, noch stellt Jesus in Frage, was uns be-wegt. Uns: Die Kirchengemeinden vor Ort und die Verantwortlichen für »Kirche auf dem Land«. Jesus stellt die Realitätsfrage: »Wie viel habt ihr?« Und dann sagt er: »Seht«.

Dann lasst uns einmal zusammentragen. Und sehen. Wahrnehmen. Würdigen. Zu Herzen ge-hen lassen. Nicht, was uns fehlt. Sondern das, was real da ist. Was unter uns geschieht in »Kir-che auf dem Land«.

Mir fällt mehr ein als fünf Gerstenbrote und zwei Fische: Die Kirchengemeinden zuerst, Mitarbei-tende im Verkündigungsdienst, Lektoren und

Kuratoren, Kirchenvorstände und schöne Kirchengebäude, Kirchenmusik und Gemeinde-feste, Sonntagsgottesdienste und Kasualgottes-dienste, Religionsunterricht und Christenlehre, Chöre und Posaunen, offene Kirchen und vorbeiführende Wander- und Pilgerwege, Ideen und Engagement, Nächstenliebe und Stoßgebet und vieles, vieles andere mehr.

Gehen und sehen. Zusammentragen. Würdigen. Zu Herzen gehen lassen. Dieses Wenige, was wir jetzt in Gedanken zusammentragen. An dem, was da ist und unter uns geschieht. Kirche auf dem Land.

Und Jesus nimmt unsere Mitarbeit, unsere Kir-chen und Gottesdienste, unsere Jungen und Al-ten, Familien und Alleinstehenden, unsere Ideen und unseren Kraftaufwand und sieht auf zum Himmel und dankt.

Sieht auf zum Himmel und dankt: Danke für das Wenige und manchmal die Wenigen. Danke für die Mühe und Zeit, die alles braucht. Danke für das, was daraus entsteht und da ist für uns.

Was geschieht eigentlich, wenn Jesus zum Him-mel aufsieht und dankt?

Im Vorbereitungsgebet zum Abendmahl aus der ökumenischen Limaliturgie, das sogar auf jüdi-sche Wurzeln zurückgeht, heißt es:

»Gepriesen seist Du, Herr, unser Gott, Schöpfer der Welt. Du schenkst uns das Brot, die Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit: Lass es zum Brot des Lebens werden.«

Im Abendmahl verkörpert Brot, das Ergebnis menschlicher Arbeit und Frucht der Schöpfung, die Nähe Jesu. Die Größe des Brotstückes spielt keine Rolle. Die Hostie wird vielmehr zum Sinn-bild für Gott. Dem Gott, von dem Paulus sagt: »Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig« (2 Kor 12,9). Und Maria singt: »Meine Seele er-hebt den Herrn und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes, denn er erhebt die Niedrigen.« (Lk 1,46ff)

So wird es sein: Der Blick Jesu zum Himmel, vom dem unsere Wundergeschichte spricht, verwandelt unsere Arbeit. Unsere Arbeit in Brot zum Leben für »Kirche auf dem Land«.

Die Arbeit, die angesichts des Gottesreiches kaum in unseren eigenen Augen genügt. Sie wird zum Segen gewandelt, von dem Menschen satt werden.

Jesus gibt das Brot den Jüngern, das sie austeilen. Wir teilen, was Jesus für uns gesegnet hat. Es ist jetzt nicht bloß unsere Arbeit. Das Wenige, das kaum zu genügen scheint. Die Kirchen, die oft nur noch für kleine Gottesdienstgemeinden ein Zuhause sind. Die aus vielen Orten zusammengekommenen Kinder für die Christenlehre.

Sondern: Das, was ist, ist das, was uns zum Himmel aufblicken lässt. Die Frucht unserer Ar-

beit, die zugleich das Brot zum Leben ist. Für die Menschen, die wie die 5000, die Jesus gefolgt sind, Speise brauchen. Für Seele, Herz und Leib.

Lasst uns nicht fixiert sein auf das, was fehlt. Denn nicht das, was alles fehlt, sättigt. Doch das, was unter uns da ist. Lasst es uns zusammentragen, würdigen, dafür danken.

Selbst ein Landstrich, der öde wäre und ein Tag, an dem nichts geschehen könnte, sind Ort und Zeit, an dem der Himmel nahe ist. Wenn wir zum Himmel aufblicken wie Jesus. Dann werden wir gesättigt und gehen gesegnet den nächsten Schritt.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.



Landhausstil

Morgenandacht am 19. Juni 2015 zu Eph 2,17-22

Von Jacqueline Barraud-Volk

Kirchenbilder – Lebensräume. 3. Land-Kirchen-Konferenz der EKD, Kohren-Sahlis, 18. - 20.6.2015

Liebe Schwestern und Brüder!

Landhausstil ist ungebrochen im Trend, so lese ich in einer Zeitschrift für Wohnkultur. Und das Magazin gibt auch gleich Tipps, wie man Landhaus-Atmosphäre in die eigenen vier Wände zaubern kann. Da heißt es: »Einfachheit und Natürlichkeit sind das Geheimnis des Landhausstils.« Und: »Stellen sie Dinge in die Wohnung, die Geschichten erzählen.«

So gesehen sind wir als Kirche ganz schön im Trend. Einfachheit und Natürlichkeit, das ist Stil in der Nachfolge Jesu. Etwa wenn er uns in der Bergpredigt auffordert: »Sorgt nicht um euer Leben ... Seht die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch ... Schaut die Lilien auf dem Feld an, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, dass auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist wie eine von ihnen.« (Mt 6,25ff)

Und Dinge, die Geschichten erzählen, umgeben uns als Christen doch ständig. Die gesamte Bibel, die Liturgie, unsere eigenen Lebensgeschichten, die Geschichte des Volkes Israel, die Kirchengeschichte, alles eine unendliche Erzählwerkstatt. Auch die Epistel aus dem Epheserbrief gehört dazu. Sie stellt uns in den Zusammenhang der Geschichte Gottes und erzählt, dass wir Gottes Hausgenossen sind.

Damit malt sie uns ein Bild einer Wohnkultur ganz besonderer Art. Wir wohnen Tür an Tür mit Gott. Manchmal ist uns das bewusst. Beim Kirchentag, wenn beim Eröffnungsgottesdienst die Bläser den ersten Choral spielen oder Tausende von Menschen das Gesicht einer Stadt freundlich verändern. Wenn uns etwas sehr berührt und wir spüren: Hier ist Gott nah. Aber es gibt auch die Momente, in denen es uns vorkommt, als bewohnten wir, einem Einsiedler gleich, allein das Glaubenshaus, auf der Suche nach Gottesnähe, nach Versicherung, nach Halt. Schon Meister Eckhardt, der in der Predigerkirche in Erfurt zu

Hause war, lässt als junger Prior in seinen »Reden der Unterscheidung« seine Mitbrüder wissen:

»Denn darin liegt ein großes Übel, dass der Mensch sich Gott in die Ferne rückt; denn, ob der Mensch nun in der Ferne oder in der Nähe wandle: Gott geht nimmer in die Ferne, er bleibt beständig in der Nähe; und kann er nicht drinnen bleiben, so entfernt er sich doch nicht weiter als bis vor die Tür.«

»So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Gottes Hausgenossen.« Gott wohnt mit uns und wie in jeder WG gibt es Höhen und Tiefen. Mal sitzt man bis in die Nacht hinein zusammen am Küchentisch, mal knallt man wütend die eigene Zimmertür zu. Und dennoch: Gott bleibt wohnen und Christus bleibt der Eckstein, der den ganzen Bau zusammenhält. Und mehr noch: Durch ihn werden wir erbaut zu einer Wohnung Gottes im Geist.

Einfachheit und Natürlichkeit, sich umgeben mit Dingen, die Geschichten erzählen, das ist nicht nur eine Anleitung für den Landhausstil. Ich sehe darin durchaus auch eine Grundhaltung für die Kirche, auch für die Kirche im ländlichen Raum.

Leben in der Nachfolge Christi und Leben aus den Verheißungen der Geschichten Gottes, das befreit ungemein, das macht die Räume weit. Und es wirkt. Viele kleine Landgemeinden geben davon Zeugnis. Durch die Geschichte hindurch bis heute. Und jeder und jede von uns könnte davon erzählen.

Ich denke dabei zum Beispiel an den Pfarrer und kaiserlichen Hofprediger Leonhard Reiz, der im 18. Jahrhundert fünfzig Jahre lang in dem Pfarrhaus, in dem wir heute in Marktbreit wohnen, gelebt und gewirkt hat. Im Winter 1733 zogen durch die kleine Landgemeinde 800 Salzburger Exulanten. Flüchtlinge, für die es dort, wo sie herkamen, keine Zukunft mehr gab. Leonhard Reiz brachte es nicht nur fertig, alle – auch in den umliegenden Dörfern –, unterzubringen und mit Essen, Trinken, Kleidung und Medizin zu versorgen, er nahm auch selbst neun Menschen im Pfarrhaus auf. Und obwohl es ihm von der hochfürstlichen Regierung verboten worden war, denn das Ganze war ein Politikum, hielt er einen Got-

tesdienst für die Salzburger Flüchtlinge in der mit 2000 Menschen gefüllten Kirche. Der größte Gottesdienst, den der Ort je erlebt hat.

Wo Gott wohnt, wird der Raum weit. Aufbrüche werden gewagt, die Angst weicht, das Herz atmet auf. Neue Bilder für Kirche entstehen und werden auch gelebt. Vielleicht wird in Zukunft manches schlichter und einfacher sein in der Kirche. Von manchen kirchlichen Gebäuden – ich meine damit nicht die Kirchen – werden wir uns sicher trennen müssen. Manches wird anders werden.

Aber wir werden auch in veränderten Räumen in Gemeinschaft leben, Nächstenliebe üben, Gottesdienst feiern und mit Gottes Gegenwart rechnen. Und auch wenn es zuweilen so scheint, als sei er vor der Tür: Wir sind Gottes Hausgenossen, erbaut zu einer Wohnung im Geist.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unser Verstehen und Begreifen, bewahre unsere Herzen und Sinne, unser Hoffen und unser Tun in Christus Jesus. Amen. 

Klein, aber fein!

Morgenandacht am 20. Juni 2015 zu Mt 13,31.32

Von Matthias Kipp

Kirchenbilder – Lebensräume. 3. Land-Kirchen-Konferenz der EKD, Kohren-Sahlis, 18. - 20.6.2015

Liebe Brüder und Schwestern,

ich komme aus der kleinsten Landeskirche der EKD, aus Anhalt, und ich komme aus einem kleinen Ort, der vor 300 Jahren mal richtig groß und wichtig war, heute aber klein und unbedeutend ist. Dieser Ort heißt Sandersleben. Dort gibt es etwas, das so oft nicht vorkommt, und das den Managern großer Seniorenheime Schweißstropfen auf die Stirn zaubert.

Ein Seniorenheim wird von einer Stiftung betrieben, dort wohnen nur 14 zu pflegende Senioren. Mit anderen Worten: Es ist eine große Senioren-WG mit Pflegekräften. Meine Mutter wohnt dort seit ein paar Monaten. Sie hatte größere Umstellungsschwierigkeiten, weil alles plötzlich so nah und anders war. Weil alles so klein ist, muss meine Mutter auch 300 Euro weniger zuzahlen als im großen Pflegeheim in der Stadt. Der Chef einer richtig großen Altenpflegestiftung mit mehreren Filialen in anderen Städten, der gleichzeitig auch Präses der Synode ist, fragt mich immer mal wieder, wie es dem Pflegeheim geht. Er kann nicht glauben, wenn ich ihm erzähle, dass man noch ein neues Haus für altersgerechtes Wohnen hinzu gebaut hat. Klein aber fein!

Zu meinem Pfarramt gehören keine 700 Mitglieder mehr, die in vier Kirchengemeinden leben. Ich habe noch zwei Zusatzaufgaben, um eine 100-Prozent-Pfarrstelle besetzen zu können. Meine Kollegen aus der Nachbarkirche haben in einer Pfarrstelle 25 Dorfgemeinden zu betreuen bzw. in einer anderthalb Pfarrstelle zwei Kleinstadtgemeinden und 18 Dorfgemeinden. Meine Nachbarkollegen und ich fragen uns manchmal, wie das geht, vor allem wie lange noch.

Es heißt: »Klein, aber fein!« oder auch angelsächsisch: »Small is beautiful!«. Aber im Alltag heißt klein: unbedeutend, ineffektiv, nicht gewinnbringend. Heute soll alles größer, mächtiger und effizienter sein.

Die Kirche im Neuen Testament fing sehr klein an und die Jünger werden nicht im Traum daran

gedacht haben, dass ihre kleine Sekte einmal die größte Religionsgemeinschaft der Erde werden würde. Jesus hatte eine positive Beziehung zum Kleinen. So sagt er in Matthäus 13: Wenn Gott jetzt seine Herrschaft aufrichtet, geht es ähnlich zu wie bei einem Senfkorn, das jemand auf seinen Acker gesät hat. Es gibt keinen kleineren Samen, aber was daraus wächst, wird größer als alle anderen Gartenpflanzen. Es wird ein richtiger Baum, sodass die Vögel kommen und in seinen Zweigen ihre Nester bauen.

Man könnte auch sagen: Im Kleinen liegt noch Potenzial, wogegen es im Großen schon ausgespielt ist. Ich weiß es nicht! Ich weiß aber, dass die Frage, was effektiver ist – Groß oder Klein? – noch nicht endgültig beantwortet ist, das Große aber jetzt schon den Anspruch geltend macht, der Gewinner zu sein. Das ist jedoch noch nicht entschieden. Sicher aber ist: Klein baut viel intensiver Beziehungen auf als Groß.

Im großen Seniorenheim bietet man manchmal großes Entertainment an und die, die noch mit dem Heimbulli fahren können, fahren sonst wo hin. In dem kleinen Heim aber feiern sie jeden Geburtstag zusammen und freuen sich, wieder ein Jahr geschafft zu haben. Man tröstet sich gegenseitig, weil man weiß, wer nicht gut drauf ist. Wenn jemand aus ihrer Mitte gestorben ist, kann zwar niemand mit auf den Friedhof gehen, aber der Beerdigungskaffee findet fast immer im Heim statt und alle sind anwesend und können sich von ihrem Freund oder ihrer Freundin verabschieden, denn ein Bild von ihm oder ihr steht auf dem Tisch.

Nach über zehn Jahren in den kleinen vier Orten meines Pfarramtes kenne ich die meisten Einwohner einigermaßen gut. Auch zu manchem Nicht-Mitglied der Kirchengemeinde habe ich eine kleine Beziehung aufgebaut. Ich lebe in einer Region, in der vielleicht noch 12 bis 14 Prozent zur Kirche gehören. Einige von den Nicht-Mitgliedern singen im Chor mit, ab und zu besuchen sie unsere Kirche zum Gottesdienst oder zu einem Konzert. Manchmal beerdige ich auch jemanden, der nicht mehr der Kirche angehörte oder taufe ein Kind aus Familien, die schon lange nicht mehr in der Kirche waren.

Wenn es stimmt, dass der Beruf des Altenpflegers und der des Pastors sehr stark ein Beziehungsberuf ist, dann sollte man ermöglichen, dass ein Pastor noch Beziehungen aufbauen kann. Ich will jetzt nicht die alte Generationenleiter spielen: »Früher war alles besser!«, oder: »Weiter so, keine Veränderung!«. Aber wenn Veränderungen geschehen sollen, dann kann es eben nicht nur um Wirtschaftlichkeit und Effektivität gehen. Wenn man die Arbeit auf dem Land, die Arbeit in der Fläche verändern, wirtschaftlicher machen möchte, dann muss man neue Formen von Beziehungsarbeit etablieren. Man darf nicht sagen: »So wie immer, nur in größeren Ausdehnungen!« Beziehungsarbeit ist nicht unendlich dehnbar, sie kann reißen, wenn sie zu stark gedehnt wird. Stellen sie sich einmal vor, was heute wäre, wenn man damals die entstehende Kirche unter den Gesichtspunkten von Wirtschaftlichkeit und Effektivität betrachtet hätte!

Es ist heute Teil unserer Aufgabe, Wirtschaftlichkeit und Beziehungspflege – auf den ersten Blick so unversöhnlich nebeneinander stehend –, in eine gute Verbindung zu bringen, zwischen ihnen neue Wege zu finden.

Natürlich, in dem kleinen Seniorenheim ist auch nicht alles toll. Es müssen manchmal Kompromisse geschlossen werden, die in einem großen Pflegeheim nicht nötig sind, weil dort beispielsweise am Abend mehr Personal zur Verfügung steht als im kleinen Stiftungsheim. So wird es bestimmt auch in den sich verändernden Kirchengemeinden auf dem Land sein. Manche der Älteren in dem kleinen Heim finden jedoch, dass der Zusammenhalt unter den Bewohnern sie für kleine Schwierigkeiten entschädigt. Vor einiger Zeit sagte mir eine sehr alte Heimbewohnerin,

dass sie sehr entspannt an den Tod denken könnte, weil sie wüsste, dass nach ihrer Beerdigung alle Heimbewohner, die nicht bettlägerig wären, beim Kaffee an sie denken würden. Das ist Beziehung, die das Leben erleichtert. Es wäre schön, wenn es auch in Kirchengemeinden in vielfältiger Weise Beziehungen geben würde, nicht nur vom Pastor ausgehend, aber durch den Pastor organisiert.

Aber: Auch wenn wir solche Verbindungen und Beziehungen in den Gemeinden nicht hinbekommen, geht die Kirche nicht unter. Es würde dann nur irgendwann kaum noch eine Landkirchengemeinde geben und alles, was für die Christen auf dem Land zu tun wäre, würde von der Stadt aus organisiert: ab und zu mal ein Gottesdienst, einige Kasualien und dann und wann ein kurzes Telefonat mit dem Pastor.

Ich wünsche mir jedoch, wenn ich älter werden sollte, so Gott will, dass ich in einem kleinen Seniorenheim à la Sandersleben meine letzten Jahre verbringen könnte und in einer Kirche alt werden, in der Beziehungen noch zu spüren sind. Das würde mich freuen; das würde mein Leben in den letzten Jahren wahrscheinlich etwas vereinfachen und ich würde mich bis zum Schluss in meiner Kirche wohlfühlen. Ja, das wäre schön!

Dafür möchte ich Gott bitten, wohl aber jenes Wort bedenkend, das wir im Buch Jesaja, im 55. Kapitel finden. Da heißt es: »Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr.«

Der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.



2. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz

Glaubt ihr, so bleibt ihr.

Andacht zur Eröffnung der 2. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz

Von Bischof Dr. Martin Hein

2. Fachtagung zur Land-Kirchen-Konferenz, Kassel, 6.5.2014

Herzlich willkommen im Haus der Kirche zur 2. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz mit dem schönen Titel: »In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen«.

Das ist ein Thema, das bei uns in Kurhessen-Waldeck ganz vorne steht. Bei der Visitation im waldeckischen Kirchenkreis Twiste-Eisenberg habe ich jüngst vor der Kreissynode einen Vortrag gehalten zur Situation der Kirche in ländlichen Regionen unter dem Leitgedanken: »Wir lassen die Kirche im Dorf«. In der Aussprache wurde deutlich, wie sehr die Menschen genau von dieser Frage bewegt sind.

Doch wir sind nicht um unserer selbst willen in den Dörfern präsent, sondern weil wir einen Auftrag haben. Die Tageslosung für heute formuliert diesen Auftrag in klaren Worten. Darum möchte ich zum Auftakt der heutigen Tagung diese Losung mit Ihnen bedenken: »*Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht.*« (Jesaja 7,9)

Was der Prophet Jesaja so kurz und knapp sagt, klingt wie eine Drohung. In Wahrheit aber soll es eine Ermutigung sein, auch angesichts der Bedrängnisse, denen das Volk Israel ausgesetzt ist, nicht vom Glauben abzulassen, sondern erst recht um ihn zu bitten.

Denn Jesaja sagt diese Worte zu seinem König, der ganz und gar verzweifelt ist, weil die bis an die Zähne gerüsteten Feinde vor den Toren der Stadt stehen. Das Volk und vor allem seine Mächtigen hatten auf militärische Stärke und diplomatisches Geschick gesetzt, hatten mit einer Schaukelpolitik zwischen den Großmächten versucht, das Schäfchen ins Trockene zu bringen – und waren damit kläglich gescheitert.

Die Großmächte haben sich um das kleine Land an der Mittelmeerküste nicht geschert – ganz gleich, was es tat, und als es reif war, war es fällig. So ist das!

Darum ruft der Prophet nicht zu den Waffen, sondern zum Glauben. Er erinnert sein Volk daran, was in Wahrheit seine Identität und seine Kraft ausmacht: das Vertrauen auf Gott, auf den Gott, der es aus Ägypten befreit hat und ihm seine Gebote gegeben hat.

Das Wort »Glauben« kommt im Alten Testament interessanterweise gar nicht so häufig vor. Wo es aber vorkommt, meint es Standhaftigkeit aus Vertrauen auf Gott. Darum ist Jesajas Aufforderung zum Glauben eine Ermutigung, die deutlich ausspricht, was auf dem Spiel steht.

Das Vertrauen auf den Gott der Väter und Mütter ist das, was man heute das »Alleinstellungsmerkmal« des Volkes Israel nennen würde. Darin unterschied es sich von anderen Völkern und darin lag seine Beharrungskraft.

Und genau deshalb wird Jesajas Appell auch für uns eine Verheißung. Wir fragen uns als Kirchen: Was soll aus uns werden? Wohin geht der Weg? Was wird aus den ländlichen Regionen, die selbst in unserer eher hügeligen Landeskirche in verräterischer Weise das »flache Land« genannt werden? Wir machen aufwändige und teure Untersuchungen wie die neueste Mitgliedschaftserhebung oder veranstalten Tagungen wie die heutige. Alles richtig und wichtig!

Aber das alles macht nur Sinn, wenn wir zuvor die Ermutigung hören – jetzt einmal positiv gewendet: *Glaubt ihr, so bleibt ihr.* Und das bedeutet, dass wir nicht nur auf das sehen dürfen, was aufhört, was abbricht oder nicht mehr so ist wie früher. Zum Wandel gehört immer auch das, was anfängt. Denn wo Gott ins Spiel kommt, kommt schöpferische Kraft ins Spiel.

Biblische Beispiele dafür gibt es genug: Als Israel angstschlotternd vor der Armee der Philister stand, kam der kleine David mit der Schleuder. Als das Volk verzagt und beschämt vor seinen Toren die Feinde sah, kam Jesaja und sprach ihm Mut zu. Als Jesus im Grab lag und alle Hoffnung am Ende zu sein schien, kam Gottes Weckruf ins

Leben. Damit müssen wir rechnen – und damit können wir rechnen!

Vor jeder klugen Strategie, vor jeder Kampagne und jedem Programm sollte bei uns die Bitte um den Glauben stehen, den uns Gottes Geist

schenkt: »Komm, Heiliger Geist, erfüll die Herzen Deiner Gläubigen!« Damit beginnen in unserer Landeskirche die Gottesdienste. Frischer Wind ist angesagt, der Fantasie und Kreativität freisetzt. Diesen Glauben wünsche ich uns: Dann bleiben wir – bleiben als Kirche mitten im Dorf. Amen. 

Neue Kraft und Ausstrahlung

Grußwort zur 2. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz

Von Jürgen Mathuis

2. Fachtagung zur Land-Kirchen-Konferenz, Kassel, 6.5.2014

Als Versicherer im Raum der Kirchen, Bruderhilfe-Pax-Familienfürsorge, haben wir im Verbund mit der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck die Studie »Alternative Formen kirchlicher Präsenz in Peripherieräumen – Eine aufsuchende Analyse« in Auftrag gegeben und gerne finanziell mit unterstützt. Auch uns ist daran gelegen, dass mit dieser Studie wegweisende Antworten auf zentrale kirchliche Zukunftsprobleme gegeben werden können. Denn die kirchlichen Fragen und Probleme im ländlich-peripheren Raum sind nicht – wie weithin angenommen wird – Spezial- und Sonderfälle, sondern sie sind geradezu exemplarisch für die zukünftigen kirchlichen Herausforderungen an die Gestalt der Kirche von morgen. Der demografische Wandel, die Veränderungen bei den Zentralrollen, der Um- und Rückbau kirchlicher Strukturen betreffen nicht nur die ländlichen Regionen, sondern auch die Kirche als Ganzes. Das flächendeckende, kleinteilige Parochialsystem mit hauptamtlicher Residenzpflicht ist mittelfristig nicht mehr umsetzbar, stößt an seine Grenzen und verlangt nach Alternativen.

Von daher hat die EKD zu Recht das Thema »Kirche in der Fläche« als eine zentrale Schlüsselfrage innerhalb des EKD-Reformprozesses identifiziert. Wie kann Kirche unter veränderten und erschwerten Bedingungen auch in Zukunft den Menschen nahe sein und bleiben? Dies ist und bleibt die zentrale Aufgabe. Auf der Suche nach Antworten kann die Kirche auf dem Land eine wichtige Vorreiterrolle für die Gesamtkirche übernehmen.

Dass dieses Thema mittlerweile überhaupt in den Fokus der kirchlichen Öffentlichkeit gerückt ist,

verdanken wir vor allem auch dem EKD-Text »Wandeln und gestalten. Missionarische Chancen und Aufgaben der evangelischen Kirche in ländlichen Räumen«, der unter der Leitung von Professor Dr. Martin Hein, Bischof der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, erarbeitet wurde. Mit der Vorstellung der Bonner Studie von Professor Dr. Eberhard Hauschildt und Pfarrer Olliver Heinemann sind wir einen weiteren Schritt auf diesem Weg gegangen und haben nach neuen Strategien und alternativen Formen kirchlicher Präsenz gefragt. Modelle und Innovationen wurden identifiziert, von denen auch die Gesamtkirche in Zukunft lernen kann.

Die Versicherer im Raum der Kirchen haben mit ihrer Akademie gerne die 2. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz unterstützt, auf der diese alternativen Formen gelingender kirchlicher Präsenz analysiert und diskutiert werden.

Als Spezialversicherer im kirchlichen Bereich sind wir den Kirchen besonders verpflichtet und möchten mit unserer Unterstützung dazu beitragen, dass die Kirche – auch unter schwierigen Bedingungen – neu an Kraft und Ausstrahlung gewinnt.

Für die vor uns liegenden Herausforderungen sind neue Ideen nötig. Neue Aufbrüche müssen gewagt werden. Ich wünsche Ihnen interessante Einblicke und neue Anregungen. 



**Versicherer im
Raum der Kirchen**

Bruderhilfe · Pax · Familienfürsorge

Den Weg der Reorganisation positiv gestalten

Eröffnung der 2. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz

Von Dr. Thies Gundlach

2. Fachtagung zur Land-Kirchen-Konferenz, Kassel, 6.5.2014

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder,

ich habe die fröhliche Aufgabe übernommen, die 2. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz mit dem Titel »In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen – Formen kirchlicher Präsenz in ländlichen-peripheren Räumen« zu eröffnen, was ich hiermit gerne tue. Das Schöne an solchen Eröffnungen ist ja, dass man noch keine Antworten zu geben braucht, sondern sich ganz in Fragen und Problemen ergehen kann. Und in Dank.

Zuerst ein herzlicher Dank an Sie alle, die Sie sich auf den Weg gemacht haben; die vielen Erfahrungen, die so zusammengetragen werden können, sind ein Schatz unserer Kirche. Besonders dankbar bin ich für die Projekte, die uns nachher vorgestellt werden, denn davon bin ich überzeugt: Wir brauchen Innovationen und neue Ideen, um die alten Herausforderungen zu bewältigen. Dabei muss man nicht das Rad neu erfinden und auch nicht jeden Fehler selbst machen.

Dank auch an das Reformbüro des Kirchenamtes, das zusammen mit der AG Land-Kirchen-Konferenz diese Tagung konzipiert und organisiert hat. Dank für alle organisatorische Unterstützung und Gastgeberschaft durch die Kurhessische Kirche. Und ein besonderer Dank an die Akademie der Versicherer im Raum der Kirchen, durch deren Unterstützung eine der beiden Studien, die heute vorgestellt werden, sowie die Fachtagung selbst überhaupt erst möglich wurden.

Wenn man sich für einen Moment aus dem Alltagsgeschäft zurückzieht und gleichsam »episkopae«, also »Draufsicht« ausübt, dann sind Überlegungen zu den »Formen kirchlicher Präsenz in ländlich-peripheren Räumen« gleichsam der Lackmustest für die Flexibilität unserer Kirche insgesamt. Denn nirgends sonst treten so hart und brutal die Grenzen jenes Weges auf, den wir alle seit vielen Jahren gehen: den Weg der Arbeitsverdichtung. Wir reden bezeichnenderweise schon seit einiger Zeit verstärkt von Salutogenese und Work-Life-Balance, denn im Grunde müssen

wir uns eingestehen: Mehr Arbeitsverdichtung geht nicht. Oder besser: Mehr Arbeitsverdichtung geht nur noch auf Kosten der Gesundheit, der Motivation und der Qualität.

Das heißt aber, dass wir die Verheißungen und Ziele bei den zwei typisch kirchlichen Reaktionen auf abnehmende Zahlen und schrumpfende Mitglieder nunmehr kritisch reflektieren müssen:

a) Einmal der rein organisatorische Umbau. Ihm zugrunde liegt das Ziel, die Finanzen besser aufzustellen, die Organisationsabläufe effektiver zu gestalten, die vielen Hierarchieebenen und teuren Overheadkosten abzubauen. So wichtig und unerlässlich diese Umbauten auch weiterhin sind, wir müssen uns eingestehen, dass die Verheißungen des Umbauens in aller Regel nicht so erreicht werden wie gedacht. Denn zum einen kostet das Umbauen viel Kraft, und zum anderen sind die Einsparergebnisse durchaus überschaubar und jedenfalls nicht geeignet, Plausibilität gerade für die Skeptiker der Fusion zu schaffen. Darüber hinaus verbindet sich damit oft eine Arbeitsverdichtung, weil man sich bemüht, das Bisherige fortzusetzen – mit viel höherem Kommunikationsaufwand. Ich glaube, das hat seinen Grund darin, dass wir mit der Reorganisation oftmals eine missverständliche Verheißung verbinden nach der Melodie: Wenn ihr umbaut und regionalisiert oder fusioniert, kann vieles so bleiben wie bisher, weil wir dann unsere Kräfte zusammenlegen. So wird aus vielen klein gewordenen Gemeinden eine große Gemeinde, aber es entsteht keine neue Form von Gemeinde. Die Verheißung der größeren Einheiten bzw. das Ziel eines gestärkten Kirchenkreises ist jedoch die liberale, offene, vielfältige Kirche. Denn nur große Einheiten können verschiedene Profile und Angebote aufrecht erhalten, können verschiedene Berufsgruppen bezahlen und ganze Stellen anbieten. Je kleiner die Einheiten, desto mehr muss man sich selbst ausbeuten und hinter den zu vielen Aufgaben herlaufen.

b) Zum anderen nenne ich die Verheißung eines missionarischen Aufbruches. Diese missionarische Ausrichtung ist im Grundsatz eine angemessene Reaktion auf die gegenwärtigen Herausforderungen. Der missionarische Aufbruch sucht die Rückkehr der Verlorenen und hofft so, den Rück-

gang der Relevanz durch Zugewinne abzufedern. Darüber hinaus nimmt er ein Grundanliegen des biblischen Auftrages wahr, nämlich hinzugehen zu allem Volk. Und richtig ist ja auch hier: Größere Einheiten und regionale Zusammenarbeit tendieren eher zu einer einladenden Grundatmosphäre, weil verschiedene Profile und Ausrichtungen zusammen unter einem Dach zu halten sind.

Allerdings wird man auch hier nüchtern bleiben müssen: Denn die Erfolge missionarischer Arbeit sind – ich spreche vorsichtig – recht überschaubar. Trotz aller Bemühungen erreichen wir letztlich nur wenige neue Mitglieder. Das hat sicher damit zu tun, dass wir nun einmal in einer schwierigen Phase der Gottesvergessenheit und Glaubenserschöpfung leben. Das in »Kirche der Freiheit« festgestellte religiöse Interesse hat nicht – wie damals erhofft – zu einer Wiederkehr der Religion geführt. Das Wachsen gegen den Trend ist ausgeblieben. Wir sind Zeugen Jesu Christi in einer Zeit, die sich nicht leicht ansprechen lässt auf Gott als Geheimnis der Welt. Deswegen – so die kritische Beobachtung – sind missionarische Anstrengungen oftmals missionarische Automotivationsanstrengungen, d.h. sie konzentrieren sich weithin auf die Motivation jener Leute, die missionieren sollen, und nicht auf die Leute, die man missionieren will. Es ist, als laufen sich die missionarisch Engagierten ständig warm, ermutigen sich gegenseitig und legen biblische Motivationsquellen frei, aber sie erreichen selten die Menschen in den »Straßen und Gassen«. Auch hier müssen wir die Verheißungen und Ziele kritisch reflektieren: Welche missionarische Anstrengung erreicht wirklich andere Menschen, welche Bemühungen sind wirklich gesegnet und welche fordern viel Kraft, dienen aber vor allem der Selbstmotivation der Vorhandenen? Setzen wir unsere Arbeitskraft plausibel und selbstkritisch ein?

c) Angesichts dieser Überlegungen will ich einen letzten Gedanken wagen: Welcher Verheißung auch immer wir auf dem Land folgen, die Reorganisationen unserer Kirche müssen auch Einspar-

modelle sein dürfen. Sie müssen jene unvermeidlichen Schritte zu einer kleineren, ärmeren, älteren Kirche sein dürfen, die den Weg von einer Mehrheitskirche zu einer liberalen Großkirche nicht nur erleiden, sondern positiv gestalten. Die Reorganisation der Kirche hin zu einer verantwortbaren Größe ist die Generationsaufgabe, und der verantwortete Rückbau ist das geheime oder offensichtliche Grundthema unserer Fachtagung zur Kirche auf dem Lande.

Aber ich gestehe meine Sorge, dass wir noch zu oft sprachlos stehen vor dieser Aufgabe, weil uns biblische Bilder dazu fehlen, tröstende Geschichten und soziologische Perspektiven. Es fehlt die Vision einer konzentrierten, kräfteschonenden und realistischen Kirche. Wir brauchen Bilder für eine barmherzige Größe unserer Kirche, wir brauchen einen Geist der gütigen Reduktion. »Die vielen Wohnungen in des Vaters Haus« sollen helfen, kleiner zu werden und Überforderungen abzubauen. Denn diese latente Dauerarbeitsverdichtung und strukturelle Überforderung tendiert auch dazu, dass wir oftmals theologisch, geistlich, spirituell erschöpft und ausgebrannt wirken.

Ich will nicht verleugnen, dass mir die Vorbereitung auf das Reformationsjubiläum 2017 und sein Anmarsch in der Lutherdekade als ein Geschenk des Himmels erscheinen. Denn wir können uns mit diesem Thema auf den geistlichen Kern, die wesentlichen Quellen und Aufgaben besinnen – nicht als zusätzliche Aufgabe, sondern als Läuterungsmöglichkeit. Natürlich kann man auch noch ein weiteres Mal Luthers Antijudaismus brandmarken, man kann sich streiten über seine Obrigkeitshaltung, seinen Bauernkriegsausfall, seine Täuferhatz, aber im Grunde ist Luther, sind alle Reformatoren, ist auch unsere evangelische Kirche auf dem Lande zuerst Gottessucher, und für diese gibt es viele Wohnungen in unserer Welt.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit, ich bin gespannt auf die Impulse und Diskussionen am heutigen Tag und eröffne hiermit die 2. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz. 

»Alternative Formen kirchlicher Präsenz in Peripherieräumen – eine aufsuchende Analyse« und »Landaufwärts – Innovative Beispiele missionarischer Praxis in peripheren, ländlichen Räumen«

Gemeinsamer Ertrag zu den Studien

Von Prof. Dr. Eberhard Hauschildt, Prof. Dr. Michael Herbst und Dr. Thomas Schlegel

2. Fachtagung zur Land-Kirchen-Konferenz, Kassel, 6.5.2014

A) Zwei verschiedene Studien ergänzen sich

Man könnte meinen: Zwei Studien gleichzeitig über kirchliche Arbeit im peripheren ländlichen Raum – ist das nicht eine unnötige Doppelung? Wir finden, das ist eine sinnvolle Kombination.

Kontraste

Greifswald und Bonn stehen nicht nur geographisch, sondern auch theologisch an anderen Orten in der praktisch-theologischen und kirchlichen Landschaft. Nach den gängigen Etiketten sind die einen missionarisch und die anderen liberal ausgerichtet. Kein Wunder also: Die Studien verfahren thematisch und methodisch unterschiedlich.

Die Themen sind nicht gleich: Greifswald fragt bei den untersuchten Beispielen nach innovativen Einzelprojekten und Gestalten von Mission. Bonn fragt nach den Veränderungen in Gemeinden, die die normale Arbeit betreffen – der Begriff der Mission spielt keine Rolle.

Die Methodiken sind nicht gleich: Zwar wurden in beiden Fällen Interviews mit Verantwortlichen und Beteiligten geführt. Doch haben diese jeweils eine andere Funktion.

Die Bonner Studie verfährt deduktiv: Sie geht von einer Kirchentheorie aus. Aus ihr werden die Typen von zu untersuchenden Beispielen gewonnen. Die Analyse der Beispiele dient der Kontrolle der Theorie: Wo erfüllen sich die Erwartungen? Was gibt es für Überraschungen, die die Theorie korrigieren helfen? Hohes Gewicht wird in der Analyse auf die Kommunikationen im Interview selbst und auf die Rollenbeschreibung zu den Pfarrer/innen und zu den Ehrenamtlichen gelegt.

Die Greifswalder Studie verfährt induktiv: Sie definiert eingangs nur die Kriterien Land, Mission

und Innovation. Dann sucht sie aus einer hohen Zahl von Beispielen heraus, welche Merkmalsgruppen vorkommen. Zu denen wird dann jeweils ein repräsentatives Beispiel genauer untersucht. Die Analyse fragt nach der Kontextualität der Beispiele und dem intendierten Ansatzpunkt der Mission. Ein besonderer Fokus liegt dabei auf der Anfangsphase solcher Initiativen: Gibt es eine Melange von Faktoren, die solche neuen Wege offenbar begünstigen? Kann vom Land Innovatives kommen?

Ergänzungen

Beide Studien ergänzen sich in den Lücken, die die jeweils andere lässt: Greifswald fragt vergleichsweise wenig nach den normalen Praktiken einer Gesamtgemeinde und ist nicht direkt am Thema des Umgangs mit verringerten Ressourcen für die volksskirchliche Versorgung interessiert. Bonn fragt vergleichsweise wenig nach die Parochie transzendierenden Einzelprojekten und ist nicht an missionarischem Bewusstsein – je nachdem, wie man es definiert – interessiert.

Gut, dass nach den Parochien, aber auch darüber hinaus gefragt wird. Gut, dass nicht nur innovative Projekte, sondern auch die übliche Gemeindearbeit bei verringerten Ressourcen im Blick ist. Gut, dass nicht immer nach Mission gefragt wird, aber ebenso gut, dass nach Mission gefragt wird.

Konvergenzen

Die Missionsdefinition in der Greifswalder Studie bedeutet gegenüber gängigen Bildern oder Zerrbildern von Mission eine deutliche Aufweitung: Mission bedeutet nicht nur Verkündigung und Förderung von Glaubensgeschichten, sondern zugleich Dienst und Sensibilität für Bedürfnisse und ungerechte Strukturen bis hin zu ökologischen Fragen (Lambeth¹). Auch wenn man in Theologie und Kirche Mission weiterhin verschieden beschreibt und bewertet, bringt dieser Ansatz bei der Mission im Sinne der anglikanischen »five marks« einen erkennbaren Mehrwert

mit einer beachtlichen Rückwirkung: Der Fokus einer Gemeinde richtet sich dadurch nach außen auf das Gemeinwesen, die Kommune, die Menschen vor Ort mit ihren Stärken und Schwächen und beschränkt sich nicht auf Bestandswahrung und Mitgliederbetreuung. Das tut am Ende auch der Gemeinde selbst offenbar gut. Dass und wie sich dabei Wort und Tat unterscheiden und verbinden, wird sehr unterschiedlich dargestellt und bedarf weiterer Reflexion.

Und die Ergebnisse bestätigen das: Die untersuchten Beispiele beginnen fast alle nicht mit Evangelisation und missionarischer Rede (Lambeth I), sondern mit sozial-diakonischen Angeboten (Lambeth III). Sie fragen stark nach dem Kontext und dessen Herausforderungen, auf die sie zu antworten suchen. Das verknüpfen sie auf verschiedene Weise mit einladender Verkündigung. Die Praxis selbst, so erscheint es jedenfalls den Bonnern, ist viel weniger »typisch missionarisch« als gedacht.

Auch der Begriff der Innovation ist genau zu betrachten: Wirkliche Neuheiten sind es oft nicht. Die Innovation besteht vielmehr oft darin, dass etwas zwar neu vor Ort ist, aber die Idee schon früher oder an anderen Stellen umgesetzt wurde.

Die Bonner Studie konzentriert sich auf Anpassungen der kirchlichen Infrastruktur, die aufgrund von Ressourcenverringerungen vielerorts nötig werden. Auf diesem Weg stößt die Studie dann aber doch auch auf eine radikale Innovation in den Rollenbeschreibungen von Pfarrer/innen und Ehrenamtlichen. Das Miteinander, das sich dabei andeutet, passt durchaus zu dem, worauf die Greifswalder in ihren missionarischen Projekten gestoßen sind.

Damit bestärken die Studien gegenseitig ein erstes zentrales Ergebnis: Bemühungen um missionarische Innovation und Bemühungen um Weiterführen des Bisherigen bei verringerten Ressourcen sind keine pure Alternative. Vielmehr macht beides Sinn. Die Bonner Studie zeigt: Das Bewahren des Bisherigen muss, wenn es funktionieren soll, selbst innovativ werden. Die Greifswalder zeigt: Innovationen, wenn sie funktionieren sollen, binden Gängiges ein.

Ein zweites konvergierendes Ergebnis liegt in den personellen Konstellationen. Die Begriffe in beiden Studien sind unterschiedliche: Greifswald redet von »Heroes«² und Team, Bonn von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen. In der Greifswalder Studie stellt sich aber heraus, dass die »Hero-

es« dann doch meistens Hauptamtliche sind. In Sachen operativer und hauptverantwortlicher Leitung sind die innovativen Projekte, die Greifswald untersucht, weniger revolutionär, als man sich das gewünscht hätte. Freilich sind Teamkultur und gewandelte Pastorenrolle, ein Miteinander auf Augenhöhe im volkskirchlichen Setting durchaus nicht selbstverständlich.

In der Bonner Studie hingegen stößt man darauf, dass die alten Rollen von Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen in einigen Beispielen sehr anders gefüllt werden. »Heroes« sind Hauptamtliche eher da, wo noch weniger radikale Ressourcenveränderungen vorliegen. Aber Ehrenamtliche finden vor allem dort zu einer stabileren neuen Rolle, wo sie zugleich miteinander ein Team bilden. Die Hauptamtlichen bekommen auf diese Weise sehr viel mehr den Charakter von Unterstützern und Dienstleistern einer Gruppe von Ehrenamtlichen.

Gemeinsam ist beiden Studien: Der Schlüssel zum Gelingen liegt immer in der Kombination aus einem Gesamtsystem von aufeinander abgestimmten Teamrollen und Leitungsrollen.

B) Gegenseitige Beobachtungen und Kommentare

B1) Zur Bonner Studie aus Greifswalder Sicht

Von den Personen der Kirche in der Fläche

Der markanteste, ja rote Faden, der sich quer durch die Bonner Studie »Alternative Formen« zieht, ist der personelle. Dies überrascht zunächst: Denn sowohl die Motivation zur Studie als auch die einzelnen Innovationsmodelle lassen vermuten, dass im Mittelpunkt der Studie Strukturfragen oder organisatorische Erwägungen stehen.

Besonders eindrücklich und mit markanten Zitaten untersetzt ist das Ergebnis hinsichtlich des »gesamten kirchlichen Rollengefüges«, das sich aufgrund knapper (Personal-)Ressourcen in ländlichen Räumen verändert. Quer durch die Beispiele zeigt sich, dass durch das Schwinden der hauptamtlichen Präsenz die Ehrenamtlichen zum Gesicht der Kirche vor Ort werden, pastorale Aufgaben übernehmen, deren Ängste, Wünsche und auch Gefährdungen teilen und so in eine Hauptverantwortung vor Ort »rutschen«.

Für die Hauptamtlichen wird die Verschiebung hin zum Reise- bzw. Besuchsdienst konstatiert, der eher eine aufsichtliche Funktion innehat, die

herkömmlich der mittleren Ebene entspricht. Damit ist auch die Abgabe von Einfluss auf die konkreten Entwicklungen vor Ort verbunden – und die besondere Aufgabe, die Ehrenamtlichen in den Orten stärker zu begleiten und zu befähigen bzw. Sachen zu ermöglichen.

Der Bedarf an nichtpastoralen Professionellen wird trotz der Ressourcenverknappung gesehen. Ihnen kommt die Funktion des Dienstleisters, Unterstützers und Beraters in besonderem Maße zu.

Auffällig ist auch, dass es eine gewisse Vielfalt in Diensten, Verantwortungen, Spezialisierungen, ja sogar Beschäftigungsverhältnissen gibt. Die Ehrenamtlichen kommen auf verschiedenen Wegen, verschiedenen Ausbildungen, Intensitätsstufen zu verschiedener Mitarbeit. Eine von ihnen ist geringfügig beschäftigt, ein anderer Ehrenamtlicher ist im Hauptberuf Funktionspfarrer, und unter den Hauptamtlichen sind nicht nur Pfarrer, sondern auch Pädagogen, Musiker und Bausachverständige.

Dieser Fokus auf Personen ist aus Sicht der Greifswalder besonders interessant und gut nachzuvollziehen. Nicht Strukturen, nicht Gebäude – und auch nicht Finanzen – machten in den untersuchten zwölf »Aufwärts«-Projekten einen Unterschied, sondern Personen. Im Ergebnis war es entscheidend, dass jeweils die richtigen »Heroes« mit den richtigen Teams zusammenkamen. Der Faktor ‚Menschen‘ – am richtigen Ort, zur richtigen Zeit – entscheidet.

Sie agierten miteinander, nicht aus einem Gegenüber heraus. Das Auffällige in der Greifswalder Studie bestand darin, dass die Hauptamtlichen es vermochten, Menschen vor Ort mitzunehmen, sie einzubeziehen, sie zu befähigen und ihnen etwas zuzutrauen. Es war immer ein Team, das die jeweilige Innovation trug.

Auch die Bonner Studie sensibilisiert für diesen Punkt: Wie agieren und kommunizieren Haupt- und Ehrenamtliche miteinander? Wie ist ihr Verhältnis zu bestimmen? Wie werden in dem veränderten Gefüge die Rollen klar?

Gerade weil es hier nicht nur um »die Ehrenamtlichen« und »die Pfarrer« geht, sondern um eine Vielzahl von Verantwortungen, Rollen und Berufen, scheint eine Klärung dieses Gefüges für die Zukunft besonders bedeutsam.

Es geht um die Kirche vor Ort

Die Bedeutung und der Wert des Lokalen ist ein weiterer Faden der Bonner Studie, der hier aufgegriffen werden soll. Auch wenn der Rückzug des Personals aus der Fläche thematisiert wird, auch wenn Zentralisierung und Regionalisierung als Modelle besprochen werden, die Bedeutung der lokalen Kirche – selbst wenn es sich um kleine Zahlen handelt – wird an keiner Stelle in Frage gestellt.

Im Gegenteil: Es stellt sich heraus, dass Regionalisierung besonders gut gelingt, wenn eine gewisse Eigenverantwortung und Aktivität vor Ort bleibt (z.B. in der Region »Nördliches Zeitz«). Wo die kleine Dorfkirchengemeinde totgesagt wird (so kann man manche Äußerungen aus Siloah/Neufrankenroda verstehen), regt sich nicht nur der Widerstand der Ehrenamtlichen, sondern auch der der Autoren. Dass dieser Widerstand nicht unbegründet ist, zeigt das Ergebnis einer Brandenburger Initiative (Altdöbern): Auch die kleine Zellgemeinde besitzt das Potential, »das Aufgabenspektrum der Kommunikation des Evangeliums« zu übernehmen. Deshalb fordern die Autoren: »Kleinstformen von Gemeinde sind wahrzunehmen, ekklesiologisch aufzuwerten und kirchlich zu fördern.«

Besonders wertvoll scheint in diesem Zusammenhang die Aussage des finnischen Reisepastors: »Die Zukunft der Gruppen im Lande liegt in der Hand derer, die dort sind. Das kann man vom Reisepfarramt aus [...] nicht beeinflussen [...], ob eine Gruppe wächst oder nicht wächst. Wenn dort aktive Leute mit Charisma leben, die man hinzuziehen kann, kann das [...] wachsen. [...]. Es steht und fällt vor Ort.«

Auch in der Greifswalder Studie wird die Bedeutung der lokalen Kirche immer wieder sichtbar: Ohne die Menschen vor Ort, ohne das Team aus freiwilligen und bezahlten Mitarbeitenden geht es offenbar nicht. Missionarisch wird Dienst und Zeugnis nur wirken, wenn man sich in den Sozialraum hineinbegibt, Kontakte und Beziehungen pflegt und so Vertrauen erwirbt. Es zeigt sich »eine hohe Qualität lokaler Präsenz: Die Protagonisten sind mitten drin.« – Übrigens auch ein Merkmal sozialer Innovationen, denn dabei gehe es um ein »listening to the breaths and heart beats of the community.« (Moulaert)

Auf die Bedeutung der »Vor-Ort-Kirche« hat jüngst die fünfte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung aufmerksam gemacht³. Für die ländli-

chen Räume haben diesen Ansatz die Aufbrüche von Poitiers bereits durchdekliniert: *proximité*, Nähe, ist den Akteuren dort zum kybernetischen Leitbegriff geworden, auch wenn Nähe nicht automatisch Parochie heißen muss.⁴

Die Herausforderung für kirchliches Handeln in der Fläche dürfte darin liegen, diese Erkenntnis mit der organisatorischen Notwendigkeit eines Rückbaus zu kombinieren. Wie können Zentralisierung und Erhalt lokaler Kirche zusammen gehen? Sensible Regionalisierung, mobile Arbeit, Eigenverantwortung von Ehrenamtlichen und der Pfarrer als Apostel: Wege zu einer »strukturellen Doppelbewegung« (EKD-Zentrum für Mission in der Region) scheinen in beiden Studien auf und dürften in Zukunft noch stärker geboten sein als bisher.

B2) Zur Greifswalder Studie aus Bonner Sicht

Land im Osten

Die Greifswalder Studie hat ein besonderes Gewicht bei den Verhältnissen im Osten Deutschlands. Rund 85 % der letztlich angesichts der Kriterien akzeptierten Beispiele, so ergab sich, befinden sich im Osten. Für das Kriterium Land griff man für die Auswahl auf die Typisierung des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung zurück und nahm nur solche Beispiele, bei denen man mindestens 20 Autominuten zum Oberzentrum fahren muss und im Gemeindeverband höchstens 150 Einwohner pro Quadratkilometer wohnen. Hohe Arbeitslosigkeit und hohe Wegzugraten führen dazu, dass die Zahl der Jugendlichen hier besonders gering ist und die Zahl der Älteren und Alten besonders hoch. Peripherisierung, das An-den-Rand-Geraten, lässt sich messen. Es führt zu einer spürbaren »sozialen Desintegration«, also dem Wegbrechen bisheriger sozialer Zusammenhänge, wenn Jugendliche ganz selten vorhanden und besonders verstreut wohnen, wenn die Älteren und Alten dableiben, aber ihre Kinder längst in die Stadt und oft in den Westen umgezogen sind, der Arbeit hinterher. Und die Kirchengebäude bleiben auch da, aber gerade die Zahl der Kirchenmitglieder sinkt besonders schnell und stark, und im Osten war man ohnehin nur eine kleine Minderheit in einer besonders radikal säkularisierten Umwelt.

Das also sind die Normalverhältnisse der Beispiele in der Greifswalder Studie – und das prägt sie. Diese Konzentration macht ihr Profil und ihre Stärke aus. Beispiele, wo dann doch nur alles halb so schlimm ist und man im Grunde meint,

derzeit noch weitermachen zu können wie bisher – was es im Westen vielfach noch gibt –, mischen sich hier kaum dazwischen.

Innovation

Das Suchkriterium »Land« und auch das Kriterium »Mission« sind, jedenfalls bei einer Studie des Greifswalder Instituts, erwartbar. Ein drittes Kriterium tritt hinzu und wird ebenso sorgfältig mit Bezug auf die Literatur herausgearbeitet: Innovation, Neuartigkeit. Aus der Breite der Innovationsforschung ist ein solcher Ansatz gewählt, der nach Innovation durch soziale Initiativen vor Ort fragt. Hier, so bemerkt man zu recht, ist auch die Sozialwissenschaft nicht pur beschreibend, sondern arbeitet mit Wertungen: Sie konzentriert sich auf Bewegungen von unten und deren Aktivitäten mit drei gewünschten Zielen: 1. auf menschliche Bedürfnisse ausgerichtet zu sein, 2. soziale Inklusion, also Teilhabe und Zugehörigkeit zu erreichen, und 3. Empowerment, also Ermächtigung und Aktivierung, umzusetzen. Weitere Merkmale wie Aufmerksamkeit für den Kontext, das Weitergeben und Verarbeiten von Wissen und die sozialen Erscheinungen von »Heroes« und von Netzwerken spielen nach dieser Theorie eine wichtige Rolle. Auch diese Beobachtung gehört dazu: Ideen und Wissensbestände müssen nicht an sich neu und einzigartig sein, aber innovativ ist, wenn sie doch in einer vor Ort neuen und anderen Praxis Gestalt gewinnen.

Der Einsatz der Innovationsforschung ist weiterführend. Er lässt tiefer blicken und besser lernen. Er stellt auch eine Innovation für das Interesse an »Best Practice« in der Kirche und auch in der Kirche auf dem Land dar. Best-Practice-Orientierung, so geben die Greifswalder zu recht zu bedenken, steht immer vor der Hürde der Übertragbarkeit in andere Verhältnisse. Best-Practice-Sammlungen sind Ideengeber, aber keine Blaupausen. Forschung sozialer Innovationen dreht sich aber darum, und das ist weiterführender, die Merkmale guter Praxis zu identifizieren.

Diesem Ansatz entspricht, dass die Studie zum Schluss, nun beobachtungsgesättigt, als Ergebnis eine Fülle von »Faktoren der Anfangsphase« der guten Praxis in den analysierten örtlichen Initiativen darstellen kann. Systematisiert ergibt sich folgendes Bild: Gute Arbeit setzt Personen und Kompetenzen voraus – Personen mit hoher Motivation, die auch andere begeistert. Nötig sind Kommunikations- und Interaktions-Kompetenzen, Sensibilität für Wahrnehmungen und für Kontexte. Und die Ideenfindung ist ein kreativer Prozess,

der überraschend eintritt. Das alles gilt nun freilich auch allgemein für jede gute kirchliche Arbeit.

Am spezifischsten und darum auch noch einmal bedeutsamer scheinen systemische Beobachtungen zu sein, die die Studie hier nennt: Radikal veränderte Lagen produzieren radikalere Innovationen. Die Situation in peripheren ländlichen Räumen und dann noch einmal besonders in der Minderheitensituation des Ostens erzeugt einen höheren Handlungsdruck, und das Zerfallen von Bisherigem schafft größere Freiräume für Pionierarbeit. Die Ideen sind dabei ggf. gar nicht so neu, aber es ergeben sich neue Realisierungschancen und Realisierungsformen. Vom Land, vom peripheren Land, vom Osten lässt sich Innovation lernen.

C) Gemeinsame Akzentuierungen und Lernergebnisse – 10 Thesen

1. Beide Studien stärken die Einsicht: Lokalität, Kontextsensibilität und Nutzung dessen, was zufällig gegeben ist, sind ein Schlüssel zu kirchlicher guter Arbeit.

2. Radikal veränderte Situationen (Peripherie, Minderheitsposition, also das, was vor allem im Osten zu finden ist), insbesondere der Weg dahin, besitzen das Potenzial, Innovationen zu stimulieren. Diese sind für die Kirche an anderen Orten und in einer anderen Situation relevant. Sie erzeugen aber auch einen Sinn für die Dringlichkeit, Veränderung zu planen und umzusetzen. Denn es zeigen sich hier Möglichkeiten des Handelns, die für die gesamte EKD und deren Zukunft lehrreich sein können.

3. »Heroes« und Teams, Hauptamtliche und Ehrenamtliche – diese Konstellationen sind strikt als ein Gesamtsystem eines sich gegenseitig fördernden Beziehungsgeflechts zu verstehen. Wenn dieses funktioniert, dann ist – man möchte fast sagen – alles gut. Wenn nicht, dann beeinträchtigt das die Arbeit schwer, egal wie gut die Idee war oder welche theologische Position vertreten wird.

4. Die sich verändernden Rollen aller Akteure im ländlichen System von Kirche verlangen besondere Aufmerksamkeit: Klärung der neuen Aufgaben, rechtlicher Schutz in veränderter Verantwortung, deutliche Kommunikation von Erwartungen, Möglichkeiten und Grenzen, schließlich weitere wissenschaftliche Analyse, auch gezielte Maßnahmen zur Vorbereitung und Begleitung von

Pfarrerinnen und Pfarrern in der Aus-, Fort- und Weiterbildung.

5. Qualifikationen und darum auch Qualifizierungen von Ehrenamtlichen sind wichtig. Sie müssen der Vielfalt der Zugänge, Verantwortungen und Intensitäten, ehrenamtlich zu sein, entsprechen.

6. Die Bildung von Typen unterschiedlicher Innovationen / Veränderungsmodelle (beide Studien tun das und kommen teils zu ähnlichen Typen) lässt die mögliche Breite der Phänomene sehen. Die dabei erstellten Idealtypen bzw. Messungen der Gewichte machen zugleich darauf aufmerksam, dass faktisch vielfach Mischungen und Kombinationen vorhanden und auch sinnvoll sind. Typen bilden Marker zur Identifizierung von Beobachtetem, die Praxis selbst ist dann noch einmal um Vieles komplexer.

7. »Vor-Ort-Kirche« und weite Fläche: Die Bedeutung lokaler Kirche, der Wert der Nähe ist bei künftigen Strukturmaßnahmen zu berücksichtigen. Dass dies keine bloße Alternative zu größeren Einheiten (Regionalisierung und Zentralisierung) darstellt, sondern beide Logiken vereint werden können, zeigen manche der untersuchten Beispiele eindrücklich.

8. Die Veränderungen in ländlichen Räumen haben etwas Kontingentes. Radikale Alternativen brechen auf, wo Lücken Freiräume geschaffen haben. Vorsichtige Anpassungen können eine ungeplante Dynamik entwickeln. Zu viel zentrale Steuerung und Regulierung ist da hinderlich. Es sind Erprobungsräume zur eigenständigen Entwicklung zu bieten. Umgekehrt sind Entwicklungen, gleich ob sie von unten aufbrechen oder sich durch Anpassungen vollziehen, zu evaluieren – durch Zahlen und Gespräche innerhalb der kirchlichen Gesamtorganisation im Austausch zwischen lokalen, regionalen und zentralen Akteuren.

9. Eine Greifswalder These: Regionale und (inter-)nationale Land-Kirchen-Konferenzen! Für den weiteren EKD-Land-Kirchen-Prozess regen wir eine doppelte Strategie an: Gespräche auf regionaler Ebene, um der Diversität ländlicher Räume, auf die beide Studien aufmerksam machen, zu genügen. Pilotprojekten Raum geben! Andererseits zeigt sich: Innovative Impulse überspringen nicht selten die Grenzen des Raumtypus/der Nation/des kirchlichen Kontexts. Um solche übergreifenden Lernerfahrungen zu ermöglichen, sind nationale Konsultationen mit fachfremden und ökumenischen Impulsen weiterhin notwendig.

10. Eine Bonner These: Verwaltungsunterstützungsdienste! Die lokalen Akteure, seien sie ehrenamtlich, seien sie hauptamtlich, sind vor allem in Bau- und Rechtsfragen einer sehr komplexen Materie ausgesetzt, die sie zeitlich und sachlich überfordert. Hier ist die Expertise anderer vonnöten. Doch die führt zum Widerstand, wenn sie den Charakter der Kontrolle und des Verbietens von Gewünschtem hat. Der kommunikative, prozessuale und unterstützende Charakter professionellen Handelns ist hier nicht weniger nötig als bei der Unterstützung durch pastorale Hauptamtliche. Wir schlagen vor, darüber nachzudenken, wie kirchliche Verwaltungs-, Fach- und Rechtsberatung für diesen Charakterzug ihrer Arbeit zusätzlich sensibilisiert und geschult werden kann.

Wenn die Entwicklungen in den peripheren Räumen gesamtkirchliche Aufmerksamkeit erfahren, wenn sie geklärt und im Bewusstsein sind, also wenn wir die Kirche in den peripheren Räumen ernst nehmen, dann hat das auch den folgenden Effekt: Es besteht kein Grund mehr, vor den Entwicklungen der Ressourcenverringerung in der Gesamtkirche, so herausfordernd sie auch sind und weiter sein werden, sich grundsätzlich zu fürchten. Denn auch in solchen Lagen lässt sich Kirche und Gemeinde bauen und christlich leben.

Anmerkungen:

¹ Vgl. *The Truth shall make you free. The Lambeth Conference 1988. Aufgenommen etwa in der deutschen Übersetzung von »Mission shaped church“ in: Mission bringt Gemeinde in Form. Gemeindepflanzungen und neue Ausdrucksformen gemeindlichen Lebens in einem sich wandelnden Kontext*, hg. v. Michael Herbst, Neukirchen-Vluyn 2008, 155-158.

² Nach Eglė Butkevičienė, *Social Innovations in Rural Communities. Methodological Framework and Empirical Evidence*, *Social Sciences* 63,1 (2009), 80-88.

³ Vgl. Thies Gundlach, *Handlungsherausforderungen. Erste Überlegungen zu den Ergebnissen der V. KMU*, in: EKD (Hg.), *Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis*, V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2014, 128-132, 131.

⁴ Vgl. z.B. Hadwig Müller, *Eine Pastoral der Nähe am Beispiel von Poitiers – Voraussetzungen und Schritte der Bildung »Örtlicher Gemeinden«*, in: Thomas Schlegel/Martin Alex, *Leuchtfener oder Lichternetz. Missionarische Perspektiven für ländliche Räume*, Neukirchen-Vluyn 2012, 93-98. 



Die Gesamtdarstellung der beiden Studien »Alternative Formen kirchlicher Präsenz in Peripherieräumen – eine aufsuchende Analyse« und »Landaufwärts – Innovative Beispiele missionarischer Praxis in peripheren, ländlichen Räumen« erscheint demnächst in der Evangelischen Verlagsanstalt Leipzig unter dem Titel:

**»Freiraum und Innovationsdruck
Der Beitrag ländlicher Kirchenentwicklung in ‚peripheren Räumen‘ zur Zukunft der evangelischen Kirche«**
Hrsg. vom Kirchenamt der EKD in der Reihe »Kirche im Aufbruch«, Bd. 12

Kirche im Aufbruch (KiA) | 12
ca. 352 Seiten, Flexcover
ca. EUR 28,00 [D]
ISBN 978-3-374-03885-5

Diffus bleiben, neugierig und vernetzt

Feedback zur 2. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz aus der Perspektive der Ökumene

Von Dr. Birgit Hoyer

2. Fachtagung zur Land-Kirchen-Konferenz, Kassel, 6.5.2014

1. Landsituationen

Ländliche Regionen lehren und schärfen den Blick für die Unschärfe und die Vielfalt von Gesellschaften in der postmodernen Moderne. Deren Situationen sind geprägt von Ungleichzeitigkeiten, Juxtapositionen, Nebeneinander, Durcheinander, Widersprüchlichkeiten und Paradoxien. Damit ist der Blick auf das Land mitnichten der an den Rand, sondern die zentrale Perspektive für Kirchen, wenn sie ihrem Auftrag, das Evangelium in den Lebenssituationen der Menschen von heute zu entdecken und zu leben, gerecht werden wollen.

Deshalb mahne ich zur sensiblen Umsicht in der Verwendung von Sprache in Begriffen und Bildern, die impliziert, es gäbe ein »Wir« der Mitte, den Normalfall Leben, der selbstverständlich im städtischen Ballungsraum verortet ist. Das Land mag gerade in der Peripherie extrem erscheinen, aber auch und gerade als Extrem darf es für Kirche nicht der Rand sein.

Eine zweite Mahnung, die in die Prinzipien des Kirche-Seins eingreift, gleich zu Beginn: Was Land ist, bestimmen seine Bewohnerinnen und Bewohner. Wenn sich die Menschen in Freudenstadt als Landbewohnerinnen und -bewohner fühlen, dann hat Kirche diese Einschätzung zu akzeptieren und nicht zu belächeln. Hier urteilen Expertinnen und Experten und keine/r kennt die Situation vor Ort besser als diese. Zu dieser wertschätzenden Grundhaltung im gemeinsamen Kirche-Werden besteht nicht nur hinsichtlich der Abgrenzung von Land und Stadt die Pflicht, sofern diese überhaupt notwendig ist, sondern in jeglicher religiöser, kirchlicher Hinsicht. Die Definitionsmacht liegt bei den Menschen, nicht einmal nur bei den gläubigen. Sie sagen, was ihre Freude und Hoffnung, ihre Trauer und Angst ist, welche Zeichen und Worte ihnen wichtig sind, welcher Spiritualität sie bedürfen. Das Zweite Vatikanische Konzil bringt diese Grundhaltung der Kirche Jesu Christi in einem einfachen wie radikalen Satz zum Ausdruck: »Freude und Hoff-

nung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Unterdrückten, sind Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.« (GS 1) Kein Blatt passt damit zwischen die Lebenssituationen der Menschen von heute, ob in der Stadt oder auf dem Land, und die Kirche – in Wort und Tat. Und wie die vorgestellten Studien und Untersuchungen empfiehlt auch das Konzil, die Menschen aufzusuchen und dort das Evangelium zu entdecken.

Für diese Erkenntnisse hätte das Grußwort von Herrn Mathuis, Vorstandssprecher der Versicherer im Raum der Kirchen, genügt. Der Problemfall »Land« ist kein Spezialfall, als zentrale Herausforderung wurde der allgemeine demographische Wandel identifiziert, zur Bewältigung ist die Zusammenarbeit verschiedener Partner notwendig. Gleich zu Beginn der Tagung wurde hier die zentrale Frage formuliert: Wie kann Kirche nahe bleiben?

2. Irritationen

Im Folgenden stellten sich Irritationen ein:

2.1. Lassen wir die Kirche im Dorf!

Wer kann das eigentlich entscheiden? Vor allem wenn die Kirche offensichtlich im Dorf ist? Warum sollte irgendwer sie dort nicht lassen? Wer ist die Kirche im Dorf? Wer bestimmt sie? Der Pfarrer scheint die Schlüsselperson zu sein – mit seiner Person, aber auch seiner Rolle und seinen Aufgaben. Er bestimmt Kirche im Dorf. Der Pfarrer ist als einziger in dieser Dorfkirche als Person identifizierbar – dem Eindruck nach tatsächlich auch überwiegend männlich. Um ihn herum, neben ihm gibt es Ehrenamtliche, meist im Plural genannt oder als das Team bezeichnet, in dem Menschen in eine »Rolle rutschen« und »um Gottes Willen« auch noch »pastoral« werden, was nicht unbedingt nach Anerkennung klang.

2.2. Feststellung von Nähe

Nähe wurde im Laufe der Tagung in unterschiedlichen Konnotationen und Kontexten angesprochen. Nach der einleitenden Fragestellung tauchte Nähe als Zustandsbeschreibung und Würdigung der kommunikativen Atmosphäre der Konferenz in der Eröffnung durch Herrn Dr. Gundlach auf. Seinen Worten zufolge saßen die Experten im Publikum, weswegen der Austausch über die Frage »Wer sind wir als Kirche – in Zeiten der Gottesvergessenheit und Glaubenserschöpfung« das »Wichtigste« wäre. Der Austausch folgte nicht – trotz der Nähe, wegen Glaubenserschöpfung?

Wie dieser Begriff war mir auch der der Arbeitsverdichtung bisher unbekannt. Aber beide scheinen von Bedeutung zu sein. Ob als Spezifikum der in Person des Pfarrers noch im Dorf gelassenen Kirche? Jedenfalls hörte ich in den Neben- und Stehtischgesprächen viel von Erschöpfung – in konfessioneller Verbundenheit.

2.3. Das Gesicht

Ein weiteres zentrales Stichwort der Tagung ist »das Gesicht« – weniger als klar adressierte Forderung nach Sichtbarkeit, eher als diffuses Thema, das aus der V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft weht. Bei mir setzen sich eher Fragen fest: Haben nur Pfarrerinnen und Pfarrer ein Gesicht? Kann auch das Team ein Gesicht haben? Muss es die Kontraste und Abgrenzungen in den Ämtern und Rollen geben? Wie wäre es mit Zwischenformen und Querämtern, einer katholischen Theologin als transkonfessioneller Prädikantin?

2.4. Problem Identität

Wer sind wir als Kirche? Flächendeckende Volkskirche oder das Volk entdeckende Kirche für das Volk? Sind »wir« erschöpft an der flächendeckenden Volkskirche? Erstaunlicherweise drängte sich im Verlauf der Tagung diese Frage immer wieder in den Vordergrund. Es schien unklar, welche Aufgaben Kirche hat. Die offensichtliche Suchbewegung fand wiederum in einer Frage ihren Höhepunkt: Warum sollen wir den Tisch decken, wenn keiner Hunger hat?

Wenn **keiner** Hunger hat? Oder ignoriert das Tischdecken bisher gar den Hunger? Kennen die Tischdeckenden keinen, nicht den Hunger um den Tisch herum? Fragen sie nicht, wonach gehungert wird?

2.5. Wunsch nach Reduktion

Nach dem Erschrecken über die Infragestellung des Mahlhaltens verstärkte sich das Unbehagen nochmals mit der Forderung: »Wir müssen reduzieren dürfen!« Tatsächlich? Ich kann den Appell gerade noch auf Gebäude hin verstehen, aber auf keinen Fall in Bezug auf das Essen für die Hungerigen des jeweiligen Ortes und der jeweiligen Zeit. Ich plädiere im Gegenteil für die Verschwendung der göttlichen Gnade. Ohne diese Verschwendung ist Kirche nicht, darf sie nicht mehr sein, hat sie sich restlos abgebaut. Aber ich bin hier nicht gefragt in der »geistlichen Sprachlosigkeit« vor der Aufgabe, rückzubauen, und dem Wunsch, reduzieren zu dürfen, in der »geistlichen Erschöpfung durch den organisatorischen Umbau«. Was im Kern wichtig ist, wird aufgeworfen, und um Noch-einmal-Luftholen-Dürfen wird gebeten. Ob in dieser Atemlosigkeit angesichts des Reformationsjubiläums gesehen werden kann, was gewachsen ist, Luther als Urbild eines Gottsuchers wahrgenommen werden kann? Er klingt ein bisschen mehr verzweifelt als euphorisch, der Appell, die langweilige, so geheimnislose Welt zu überraschen.

3. Fazit

3.1. Prinzip Ratlosigkeit

Diese Tagung war eine Achterbahnfahrt über Wellenbewegungen und Ausfaltungen des Themas »Gesicht zeigen – Nähe wagen«, der Fragen »Wer sind wir?« und »Was haben wir zu tun?« – Enge und Weite standen im paradoxen Nebeneinander. Im Projekt »Ad Fontes« wurde die Ratlosigkeit zur Methode, entsteht aus der Arbeit in Akzeptanz der Ratlosigkeit möglicherweise der Impuls zur Veränderung.

3.2. Signalwirkungen

Wie wäre es, so mein spontaner Impuls, das Reformationsjubiläum tatsächlich für Überraschungen à la »Wir können auch anders« zu nutzen:

- Wir sehen den Hunger, die Themen der Menschen – radikal ehrlich und konsequent.
- Wir relativieren die Bedeutung organisatorischer Fragen – pragmatisch und leise.
- Wir identifizieren uns mit der Verschwendung des christlichen Gottes – überfließend und grenzen-, gar regellos.

Und all diese Signale setzen »wir« als christliche Kirchen konsequent gemeinsam – sichtbar zum Ausdruck gebracht im Angebot einer doppelten Konfessionszugehörigkeit.

Das so unterschiedlich wie selbstverständlich gebrauchte »WIR« darf dabei nicht im Sinne starrer Geschlossenheit gebraucht werden, sondern als Anzeige für die heterogene Kirche Jesu Christi als einem Resonanzraum, in dem Gegensätze, Vielfalt, Komplexität, ob die der Geschlechter, der Regionen, der politischen Systeme und Ideologien, ausgehalten, mehr noch gesucht werden.

Das »WIR« der Kirche kann nur für die Fülle des Lebens, nicht für Vereinfachung stehen, weil der Kern christlicher Kirche dieser komplexe nah-fremde Gott ist, dessen Größe zu verkleinern die eigentliche Sünde ist.

In diesem Sinne kann es auch nicht Ziel sein, das »WIR« gegenüber den Anderen zu stärken. Das ist nicht leicht, denn diese Stärkung der inneren Geschlossenheit durch die Abgrenzung zu einem vermeintlichen Außen hat im wohlmeinenden Bemühen um »die Außenstehenden« bereits seinen oft nicht bewussten Anfang genommen. Wenn das Leben der Menschen die Aufgaben der Kirche vorgibt, wer ist dann innen und wer außen? Auch die Klage, die Hälfte der Projekte der »Greifswaldstudie« hätte die Säkularisierung nicht im Blick, sagt mehr über den Kläger als über die angebliche Blindheit für die realen Situationen der Projektinitiatorinnen und -initiatoren aus. Haben die Projekte nicht gerade deshalb Säkularisierung nicht explizit im Blick, weil sie sie längst und selbstverständlich im Blick haben?

3.3. Empfohlene Konsequenzen – konsequente Empfehlungen?

■ Konsequent sprachlich sensibel

Prüfen Sie sich selbst immer wieder, wie Sie über Land und Leute sprechen! Sind Sie sich in Ihren Aussagen über Gott selbst verdächtig. Auf die Ansage »Wir haben einen missionarischen Gott« erlauben Sie die Rückfrage: Woher wissen Sie das?

■ Konsequent ratlos

Füllen Sie die Ratlosigkeit nicht mit vorschnellen Antworten und Lösungen. Halten Sie die Fragen aus.

■ Konsequent widerständig

Widersetzen Sie sich Engführungen – auch den konfessionellen. Es ist nicht mehr zeitgemäß, über die Fragen der Menschen – auf dem Land und anderswo – getrennt zu tagen, den evangelischen Bus in Blau und den katholischen in Grün durch die Lande fahren zu lassen, um mit den Menschen Fülle und Sinn zu entdecken.

Die Engführung ist jedoch keinesfalls gebannt, wenn in konfessioneller Verbundenheit der Binnenblick gepflegt wird. Das Dorf, die Kommune, die Region ist gemeinsam mit allen Verantwortlichen zu betrachten. Die ängstlich absichernde Abgrenzung von Außen- und Innenperspektive wird hinfällig, wenn die Kirche ein Player unter vielen ist. Um diese Rolle der Mitentwicklerin in der Region einnehmen zu können, sind Menschen notwendig, die das Leben im Gesamten wahrnehmen, Menschen und Räume sehen und darin kooperativ Prozesse anstoßen können.

Ich wünsche Ihnen Lebensqualität durch Nähe:
Bleiben Sie diffus, neugierig und vernetzt!



Kirche mit sich änderndem Gesicht

Feedback zur 2. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz aus der Perspektive des Ehrenamtes

Von Dr. Heiko Franke

2. Fachtagung zur Land-Kirchen-Konferenz, Kassel, 6.5.2014

1. Freiräume für Gottes Geist

Was wird aus der Kirche auf dem Land – in ländlichen peripheren Räumen mit weiten Wegen und wenigen Menschen?

Jesaja in einer höchst krisenhaften Situation zu Israel: »Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht.« (Jes 7,9) Die Mahnung des Propheten: Gott soll ins Spiel kommen, denn mit ihm kommt schöpferische Kraft ins Spiel.

Von dieser schöpferischen Kraft haben wir, mit der Andacht beginnend, viel gehört und vielleicht sogar gespürt. Den Vätern der beiden Studien war anzumerken, dass sie diese Kraft auf diese oder jene Weise drängt und inspiriert, auch beflügelt zu ungewohnten Schritten.

Ich habe gehört von kontingenten Situationen, von Freiräumen, die für Gottes Geist entstehen, wo Lücken aufreißen: Pfarrer erweisen sich als »Heroes«, die nicht mehr zuerst von anstehenden Verlusten und Reduktionen her denken. Eben noch von Sorgen niedergedrückte Menschen werden ein *Team*, das Neues hervorbringt. Heroes und Team finden zu einem Gesamtsystem zusammen.

»Funktioniert das, dann wird alles gut!« Das bedeutet: Dann wird die Chance des Kairos ergriffen. Dann geschieht es, so Professor Herbst, dass das Paradigma der Betreuungskirche verlassen wird. Anscheinend kann das auf dem Land sogar leichter gelingen als in urbanen Räumen.

Ich lebe selbst in einem traditionellen Dorf als Teil einer kleinen christlichen Minderheit. Ich bin gespannt darauf, das miterleben zu können.

2. Rollen- und Funktionswechsel

Was in diesen Teams passiert – es hat mich nicht überrascht, das zu hören –, ist ein Geschehen, in dem Haupt- und Ehrenamtliche neue Rollen entdecken und einüben.

Ein ekklesiologisch hochbedeutsamer Wechsel – mehrfach apostrophiert: Nicht länger unterstützen die Ehrenamtlichen da und dort die Hauptamtlichen, vielmehr werden diese zu Unterstützern der Ehrenamtlichen in ihren neuen Rollen und Funktionen. Dies geschieht notwendigerweise, weil der Weg der immer weiter getriebenen Arbeitsverdichtung an ein Ende gekommen ist. In der Tat lösen wir nun vielleicht endlich etwas von den Verheißungen der reformatorischen Bewegung ein, wonach alle Getauften, indem sie einander Priester sind, die Kirche beleben und bauen und darstellen.

Dabei ist deutlich: Zu den Ressourcen, die sich nicht verbrauchen, gehören die Gaben des Heiligen Geistes, die das allgemeine Priestertum inhaltlich füllen. Diese Gaben sind auf viele verteilt, weswegen das neue Netzwerk von Ehrenamt und Hauptamt (wie wir noch immer sagen) keine Variante der traditionell auf den Qualifikationen weniger aufbauenden Parochie oder Kirche insgesamt ist. Es handelt sich um mehr als um einen bloßen Rollentausch, denn die Logiken von Haupt- und Ehrenamt unterscheiden sich.

Ob Ehrenamtliche dafür ausgebildet werden müssen, wurde gefragt. Ja! Und zwar auf formellen wie auf informellen Wegen. Und das wollen sie mehrheitlich auch! Meine Erfahrung aus Sachsen: Ehrenamtlichenqualifikation geschieht am besten vor Ort, gemäß örtlichen oder regionalen Bedürfnissen. Sie ist nicht nur pragmatisch ausgerichtet oder projektbezogen, sondern auch (im Blick auf ein jahrhundertealtes Versäumnis) theologisch-grundsätzlich.

Freilich: Auch Hauptamtliche müssen für diesen Prozess ausgebildet werden, und gelegentlich bereits Haupt- und Ehrenamtliche miteinander. (Und bald werden sie ja sicher auch *hier* gemeinsam tagen!)

Die Studie aus Greifswald erinnert allerdings auch an die Rolle der »Heroes« und damit zumeist an die von Pfarrerinnen und Pfarrern. Deren großer Auftritt gehört jedoch meist an den Beginn, in den Zusammenhang der Initiation.

Aus Finnland haben wir etwas über die Bedeutung der Präsenz der Pfarrerinnen und Pfarrer gehört, gerade wenn sie selten ist, und wie eine Gemeinde aus den folglich (!) seltenen Gottesdiensten Kraft schöpft für Monate. Auch unter solchen Bedingungen hört Kirche also nicht einfach auf. Im Workshop ließ das noch einmal genauer hinsehen auf die Ergebnisse der Studien: Was ist genau gemeint mit dem Begriff »Schlüsselrolle der Pastoren«? Wie steht es um deren »Kontakt auf Augenhöhe« mit den Mitchristen?

3. Blick in die östlichen Landeskirchen

Ein besonderer Blick wird auf den Osten Deutschlands gelenkt: Beginnen die Veränderungen am Rand, wo Säkularisierung und Entfremdung von Kirche und Glauben weit fortgeschritten und überall spürbar sind, schon in der dritten Generation? Wo die zivilgesellschaftlichen Rahmenbedingungen gerade für ehrenamtliches Engagement gar nicht günstig sind?

Wir haben aus Greifswald gehört, dass der Befund auch mit dem Blick und also der Herkunft derer zu tun hat, die an der Studie gearbeitet haben. Wie sich die Fragestellungen und Wahrnehmungen nach geographischer Verortung verändern – dem wäre deshalb noch weiter nachzugehen, erst recht, wenn man den Befund der neuen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung zum Relevanzverlust des Religiösen ernst nimmt.

Eine Vermutung dazu hieß: Mehr Druck bedeutet evtl. mehr Freiraum. Eine zweite: Die Bonner Studie ist vielleicht eher erhellend für den Status quo und seine Erfordernisse, während die Greifswalder schon einen Spaltbreit in die Zukunft schauen lässt.

4. Lokale Kirche und Stärkung der Region sind keine Gegensätze

Ich habe gehört, dass die lokale Ebene ein primärer Ort bleibt. Das kirchliche Leben dort hat Zukunft, selbst, wenn sich nur kleinste Gruppen als Gemeinde verstehen oder zu erkennen geben. Sie gilt es – um des gesamten Dorfes willen – zu unterstützen.

Davon handelte der Bericht aus dem Kirchenkreis Schleiz: Das gezielte Stärken von Bibelkompetenz, diakonischer Kompetenz und gottesdienstlichem Leben (auch das eine Weise der Qualifikation) strahlte dann sogar hinein in die Region und ließ das Miteinander in der Region besser gelingen. Die Region gewinnt, wenn die Christen in

den kleinen Gemeinden vor Ort miteinander be-ten und im Glauben reifen.

5. Theologische Fragezeichen

Wir registrieren eine Vielfalt an Aufbrüchen und Versuchen! Was ist dazu aus ekklesiologischer Sicht zu sagen? Was ist legitim, was vielleicht illegitim? Was meint ekklesiologische Vielfalt? Hier scheint mir noch manches offen.

Auch kirchenleitendes Handeln ist zweifellos gefragt. Es geschieht angesichts potentieller Konflikte zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen, zwischen Regionen und zwischen unterschiedlichen konzeptionellen Ansätzen unter ein und demselben Dach. Auch diese Situation verlangt nach theologischer Klärung.

6. Kein Wachstum gegen den Trend

Die Auswertung der V. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung steuerte zu unserem Thema Wichtiges bei:

– Für Menschen aller Verbindlichkeitsstufen ist die Existenz von Pfarrerinnen und Pfarrern ein wichtiges Merkmal von Kirche. In der öffentlichen Wahrnehmung ist der »Pfarrerstand« in der Kirche stark dominierend. Was bedeutet das aber für die neue Rolle, die den Pfarrerinnen und Pfarrern gerade in peripheren ländlichen Räumen zukommen soll? Spricht es am Ende dafür, an dieser Position der Pfarrer/innen möglichst nicht zu rühren? Was bedeutet es für die Förderung anderer kirchlicher Berufe und die Vielfalt der Gaben? Wie wird eine Kirche mit viel weniger Pfarrern und neuen Verantwortungsstrukturen wahrgenommen werden?

– Der Relevanzverlust des Religiösen setzt sich fort und wird mit abnehmendem Lebensalter spürbarer. Die strukturellen Probleme sind also eng mit inhaltlichen bzw. spirituellen verwoben. Die Frage nach Möglichkeiten und Wegen von Mission stellt sich neu. Hinzu kommt: Die Bereitschaft, eigene Kinder religiös zu erziehen, nimmt ab.

Was es vor diesem Hintergrund nicht mehr geben wird: flächendeckende Volkskirche, »Wachsen gegen den Trend«, eine einfach realisierbare Re-Evangelisierung.

7. Die Zukunft ist vielfältig

Beeindruckend fand ich die vielen zueinander passenden bzw. gemeinsamen Thesen in den Zusammenfassungen der beiden Studien, zumal angesichts der deutlich unterschiedlichen theologischen Hintergründe und methodischen Ansätze. Über das bereits erwähnte Kernthema »Hauptamt-Ehrenamt« hinaus möchte ich nennen:

- Vielfalt in den Gemeindeformen wird zunehmend der Normalfall sein.
- Alle Strukturanpassungen müssen die Bedeutung des Lokalen für das Nähebedürfnis der Menschen berücksichtigen.
- Nichtpastorale Experten – Juristen und Verwaltungsfachleute – sind erforderlich, um die lokalen Prozesse zu unterstützen.
- Regionale Kommunikation ist ebenso bedeutsam wie überregionale – was für regionale Landkirchenkonferenzen spricht ebenso wie für grenzüberschreitende und ökumenische Projekte.

Interessant, was sich an den Inhalten der Aktivitäten beobachten lässt:

- Sie setzen meist bei schon Vorhandenem an.
- Häufig haben sie eine diakonische Ausrichtung und wenden sich gegen die Desintegration des Dorfes.
- Überraschend selten zielen sie auf explizite Evangeliumsverkündigung und kaum je sind sie schöpfungstheologisch orientiert (»ökologische Lücke«).

8. Summe

Kirche hat Zukunft, auch in peripheren ländlichen Räumen – als eine Kirche mit sich veränderndem Gesicht und vermutlich im Einzelnen mit noch unbekannter Gestalt. Was wir zu dieser 2. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz wahrnehmen konnten, stimmt jedenfalls hoffnungsvoll. Ein langer Weg wird es dennoch werden, nicht alles wird gelingen und es wird auch Behinderungen geben aus verschiedenen »Ecken«.

Wir gehen auf eine vielgestaltige Kirche zu, nicht nur in ländlichen Regionen. Dem wird, dem muss eine pluralistische Ekklesiologie korrespondieren, deren Gestalt wir noch nicht im Einzelnen kennen. Manches, was heute noch alternativ anmutet, wird vielleicht demnächst selbstverständlich sein. Den Weg dorthin mitzuerleben, darauf freue ich mich.

Kirche lässt sich auch unter den Vorzeichen der Ressourcenverringerung bauen – sofern man bemerkt, dass das bezahlte Mitarbeiter und Finanzen im Allgemeinen meint. Andere, wesentliche Ressourcen bleiben erhalten. Sie sind unterschiedener als bisher bzw. neu zu nutzen. Dies darf nicht gegen die nachweisbar wichtige Rolle ausgespielt werden, die Pfarrerinnen und Pfarrer für viele Menschen spielen.

Dieser Wandel geschieht nicht als *Wachsen gegen den Trend* – wie ich heute überraschend klar gehört habe. Dennoch handelt es sich um ein im Kern missionarisches Geschehen, das mehr will als Bestandssicherung. Mission wird dabei in einem umfassenden Sinn verstanden und schließt ein: Verkündigung des Evangeliums, diakonisches Interesse sowie Engagement für die Bewahrung der Schöpfung und des ländlichen Lebens und Arbeitens. Auch das meint: »Die Kirche bleibt im Dorf.«

Ich erinnere schließlich noch einmal an das Motto dieser Tagung, ein Christuswort, auf das wenig Bezug genommen wurde: »In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.« Im Johannesevangelium geht das so weiter: »Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten.« Welch eine Zusage! 

Programm der 3. Land-Kirchen-Konferenz

1. Tag: Donnerstag, 18. Juni 2015: »Reflexion«

12.30 Uhr	Ankommen / Stehimbiss
13.30 Uhr	Andacht, Matthias Weismann
14.30 Uhr	Eröffnung der Konferenz, Dr. Irmgard Schwaetzer
14.45 Uhr	»Abbau, Aufbau, Umbau – Evan- gelische Kirche im peripheren Raum aus religionssoziologischer Perspektive«, Prof. Dr. Detlef Pollack
16.00 Uhr	»Vom Himmel zur Welt kommen – Ekklesiologische Leitbilder für eine veränderte Präsenz in ländli- chen Räumen«, Dr. Andreas von Maltzahn
16.45 Uhr	Gespräche in Gruppen / Fish-Bowl
19.00 Uhr	Abendmahlsgottesdienst, Predigt: Oberlandeskirchenrat Dietrich Bauer
20.00 Uhr	Festlicher Abend

2. Tag: Freitag, 19. Juni 2015: »Hospitation und Erfahrungsaustausch«

09.00 Uhr	Andacht, Jaqueline Barraud-Volk
09.15 Uhr	Projektbesuche: Haupt- und Ehrenamt im Wan- del ■ Regis-Breitungen: »Geht es auch ohne Pfarrer? – Erfahrungen ei- nes Kirchenspiels« Besonderes Extra: 65 Kirchengebäude in der Pflege von 120 Kirchenkuratoren. ■ Rödlitz: »Eine Uni auf dem Land! – Dezentrale, basisorien- tierte, theologische, praktische und missionarische Zurüstung für alle« Evangelische Kirche in der Zi- vilgesellschaft ■ Döbeln: »Café Courage – Ver- eint im Engagement gegen extre- mistische Tendenzen«

Besonderes Extra:

Flüchtlinge willkommen!

■ Grimma: »Haltestelle 'Uno
Mondo' – Diakonie und Kirchen-
gemeinde widmen sich gemein-
sam der Integration von Migran-
tinnen«

Besonderes Extra:

Buntes Miteinander der Träger im
Mehrgenerationenhaus

Der Faktor Mensch

■ Grimma: »Gelingen und Schei-
tern – Das mit dem Missionspreis
2013 ausgezeichnete Projekt 'Auf-
laden' und ein gescheiterter
'Erwachsen-Glauben'-Kurs«

Lebensqualität im ländlichen Raum

■ Gersdorf: »'Dorf mit Zukunft' –
Politische Gemeinde und Kir-
chengemeinde verzahnt«

Besonderes Extra:

2017 und der Lutherweg

■ Geithain: »Im Land des roten
Porphyry – Regionalentwicklung
unter aktiver Beteiligung der
evangelischen Kirche«

Besonderes Extra:

Pilgerweg 'Via Porphyria'

14.30 Uhr	Land-Café: Impulse und Fragen – Erfahrungsaustausch zu den Hospitationen
16.00 Uhr	Speakers' Corner »Gutes vom Land«
19.00 Uhr	Abendprogramm mit Spazier- gang, Lesung und Musik auf Burg Gnandstein
21.15 Uhr	Tagesschluss, Holger Postma

3. Tag: Samstag, 20. Juni 2015: »Perspektiven«

09.00 Uhr	Andacht, Matthias Kipp
09.45 Uhr	»Papierkirchen – Wie Architekten sich Kirche ausmalen und was wir davon haben«, Dr. Karin Berkemann

11.15 Uhr Feedback der Prozessbeobach-
tenden
Perspektive Ehrenamt:
Dörte Andresen

11.45 Uhr Perspektive mittlere kirchenlei-
tende Ebene: Stephan Wichert-
von Holten
Abschluss / Reisesegen,
Dr. Konrad Merzyn

»In der Nähe bleiben und Brücken schlagen« – 3. Land-Kirchen-Konferenz der EKD tagte im sächsischen Kohren-Sahlis

Pressemitteilung der EKD, 22.6.2015

Mit einem deutlichen Votum für eine kirchliche Präsenz in ländlich-peripheren Regionen ist am Sonnabend im sächsischen Kohren-Sahlis die 3. Land-Kirchen-Konferenz der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) zu Ende gegangen. Zu der Konferenz waren mehr als 60 Delegierte aus 20 EKD-Landeskirchen in der Kleinstadt südlich von Leipzig zusammengekommen, um unter dem Thema »Kirchenbilder – Lebensräume« die zukünftigen Perspektiven von »Kirche in der Fläche« zu diskutieren.

Eröffnet wurde die Konferenz durch die Präses der EKD-Synode, Irmgard Schwaetzer. Sie forderte, das Neue dürfe es in der evangelischen Kirche nicht schwer haben. Die Herausforderungen, vor denen Kirche im 21. Jahrhundert stehe, seien als Chance einer sich stetig wandelnden Kirche zu verstehen, in der auch junge Menschen mit ihren Zukunftsvisionen Platz finden müssen für ihr Leben und Arbeiten.

Der Münsteraner Religionssoziologe Detlef Pollack sprach sich dafür aus, dort, wo das Netz der hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter weiter ausdünnt, Prioritäten zu setzen und Zentren zu stärken. Es gelte, die Kontaktflächen zu erweitern und Brücken in die Zivilgesellschaft zu schlagen. Menschen suchten Nähe und Gemeinschaft, die Kirche ihnen bieten könne. Jedoch müsse diese zugleich offen sein für individuelle Ansprüche.

Der Schweriner Bischof Andreas von Maltzahn plädierte dafür, sich vom Gedanken einer »Kirche mit Anderen« leiten zu lassen. Er forderte kirchliche Erprobungsregionen für neue Gemeindeformen, die orts- und regionalspezifische Lösungen ermöglichten. Auch solle das Denken in der Kate-

gorie von Mitgliedschaft ersetzt werden durch eine Beteiligung von Menschen, gleich, ob sie Mitglieder der Kirche seien oder nicht.

Die Theologin und Kunstgeschichtlerin Karin Berkemann aus Frankfurt/Main bezeichnete Kirchengebäude als »großes Glück«. Nicht wenige seien gebaute Utopien architektonischen Träumens, die auch heute noch zum Träumen einladen.

Teil der 3. Land-Kirchen-Konferenz war ein umfangreiches Besuchsprogramm in den drei gastgebenden Kirchenbezirken Leipziger Land, Leisnig-Oschatz und Glauchau-Rochlitz. Dabei wurde u. a. das »Café Courage« in Döbeln besucht, das sich gegen extremistische Tendenzen wendet, die Kirchengemeinde in Regis-Breitingen, die von Ehrenamtlichen geleitet wird und seit Jahren ohne Pfarrerin oder Pfarrer auskommt, sowie das als »Dorf mit Zukunft« ausgezeichnete Gersdorf, in dem Kommune und Kirchengemeinde seit Jahrzehnten besonders eng miteinander arbeiten.

Die 3. Land-Kirchen-Konferenz der EKD schloss mit der Verabredung, regionale Netzwerke zu gründen. So planen beispielsweise die evangelischen Landeskirchen Badens und Württembergs erste Schritte für eine Land-Kirchen-Konferenz für den süddeutschen Raum.

Die Land-Kirchen-Konferenz ist auf Beschluss des Rates der EKD ins Leben gerufen worden. 2011 fand die 1. Land-Kirchen-Konferenz in Gotha statt, 2013 war sie in Northeim zu Gast. Ziel ist es, innovative Konzeptionen für die evangelische Kirche in ländlich-peripheren Regionen zu entwickeln. 

Autorinnen und Autoren

Dörte Andresen

Verwaltungsbeamtin, Sieverstedt

Jacqueline Barraud-Volk

Pfarrerin, Marktbreit, Vizepräsidentin der
Generalsynode der VELKD

Dietrich Bauer

Oberlandeskirchenrat, Landeskirchenamt der
Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens,
Dresden

Dr. Karin Berkemann

Diplom-Theologin, Kunsthistorikerin M.A.,
Frankfurt/M.

Dr. Heiko Franke

Pfarrer, Ehrenamtsakademie Meißen

Dr. Thies Gundlach

Vizepräsident des Kirchenamtes der EKD,
Hannover

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

Evangelisch-theologische Fakultät, Rheinische
Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn

Prof. Dr. Martin Hein

Bischof der Evangelischen Kirche von Kurhessen-
Waldeck, Kassel

Prof. Dr. Michael Herbst

Theologische Fakultät der Ernst-Moritz-Arndt-
Universität Greifswald

Dr. Birgit Hoyer

Privatdozentin, Hochschule St. Georgen,
Frankfurt/M.

Matthias Kipp

Pfarrer, Sandersleben

Dr. Andreas von Maltzahn

Bischof im Sprengel Mecklenburg und Pommern
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Nord-
deutschland, Schwerin

Jürgen Mathuis

Vorstandssprecher der Versicherer im Raum der
Kirchen, Bruderhilfe-Pax-Familienfürsorge,
Detmold

Dr. Dirk Martin Mütze

Studienleiter Evangelisches Zentrum Ländlicher
Raum – Heimvolkshochschule, Kohren-Sahlis

Prof. Dr. Detlef Pollack

Institut für Soziologie, Westfälische Wilhelms-
Universität Münster/Westfalen

Holger Postma

Superintendent der Klasse Ost /
Lippische Landeskirche, Wöbbel

Jürgen Schilling

Pfarrer, Projektbüro Reformprozess,
Kirchenamt der EKD, Hannover

Dr. Thomas Schlegel

Kirchenrat, Landeskirchenamt der Evangelischen
Kirche in Mitteldeutschland, Erfurt

Dr. Irmgard Schwaetzer

Bundesministerin a.D., Präses der 12. Synode der
Evangelischen Kirche in Deutschland

Matthias Weismann

Superintendent im Kirchenkreis Leipziger Land,
Borna

Stephan Wichert-von Holten

Propst im Kirchenkreis Lüchow-Dannenberg,
Lüchow



Impressum:

Herausgeber des **Sonderdrucks**:
Kirchenamt der Evangelischen Kirche
in Deutschland
Herrenhäuser Straße 12
30419 Hannover
Internet: www.ekd.de

Zusammenstellung durch
das Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik (GEP)
Frankfurt am Main
in: epd-Dokumentation Nr. 42/2015
veröffentlicht am 13. Oktober 2015
Druck: Druckhaus Köthen

Umschlaggestaltung:
Anne-Ulrike Thursch Gestaltungskonzepte,
Hannover

Als epd-Dokumentation zu bestellen bei:
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik (GEP)
Emil-von-Behring-Str. 3
60439 Frankfurt am Main
E-Mail: kundenservice@gep.de

oder als Sonderdruck:

Kirchenamt der EKD
Herrenhäuser Straße 12
30419 Hannover
Fax: 05 11 / 27 96 - 457
E-Mail: versand@ekd.de



KIRCHE IM AUFBRUCH